

LWL-Industriemuseum

Textilmuseum | Bocholt

Stroh zu Gold

Spindel, Schiffchen, Märchenhelden



Herausgeber

LWL-Industriemuseum

Textilmuseum in Bocholt

Ausstellungsschriften 6

Ausstellung und Broschüre im Rahmen des Helden-Projektes des LWL-Industriemuseums

ISBN 978-3-8375-0357-9

Stroh zu Gold - Spindel, Schiffchen, Märchenhelden

Ausstellung & Katalog

Projektleitung Hermann Josef Stenkamp, Nadine Schober | Textilmuseum in Bocholt

Projektkoordination Nora Rüben | Textilmuseum in Bocholt

Konzept, Gestaltung Christiane Syré | Form & Sinn - Düsseldorf

Martin Schmidt | TexTuRa - Düsseldorf

Transporte, Aufbau Hermann Küpper | Textilmuseum in Bocholt

Printmedien

Plakat, Flyer, Katalog Nadine Schober | Textilmuseum in Bocholt

Martin Schmidt | TexTuRa - Düsseldorf

Fotoarbeiten

Johannes & Bettina Oehmen | Freie Fotografen, Bocholt

Martin Holtappels | LWL-Industriemuseum

mit Unterstützung von Nadine Schober | Textilmuseum in Bocholt

Christiane Syré | Form & Sinn - Düsseldorf

Märchenerzählungen

Redaktion Nadine Schober | Textilmuseum in Bocholt

Sprecher Gerhard Ferenschild, Hilden

Schnitt Peter Ellenbruch | Scopium - Essen

Druck

Klartext Verlag, Essen

Danksagung

Wir danken allen, die uns freundlicherweise mit Schenkungen, Leihgaben, Anregungen und Geschichten bei der Realisierung der Ausstellung unterstützt haben. Besonders zu danken hat das Team dem Deutschen Märchen- und Wesersagen Museum in Bad Oeynhausen, dem Museum Voswinkelshof Dinslaken, dem Forschungsmuseum Alexander Koenig in Bonn, dem Vogtlandmuseum Plauen und Günther und Ursula Hartmann.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort

Wolfgang Kirsch | Barbara Rüschoff-Thale

Geleitwort

Dirk Zache

Stroh zu Gold – Eine Einführung in die Ausstellung

Hermann Josef Stenkam

Versponnen, verwoben, verzaubert – Das Textil und seine Herstellung

Nadine Schober

Nackte Kaiser, tapfere Schneider, verzweifelte Mädchen – Helden im Märchen?

Christiane Syré

Der Traum vom glücklichen Arbeiten – Textilarbeit im Märchen

Arnold Lassotta

Einmal im Leben König bzw. Königin sein – Ein Kostümprojekt des Märchenmuseums Bad Oeynhausen

Hanna Dose

STROH ZU GOLD - EINE KURZE AUSWAHL VON MÄRCHEN MIT TEXTILEM HINTERGRUND

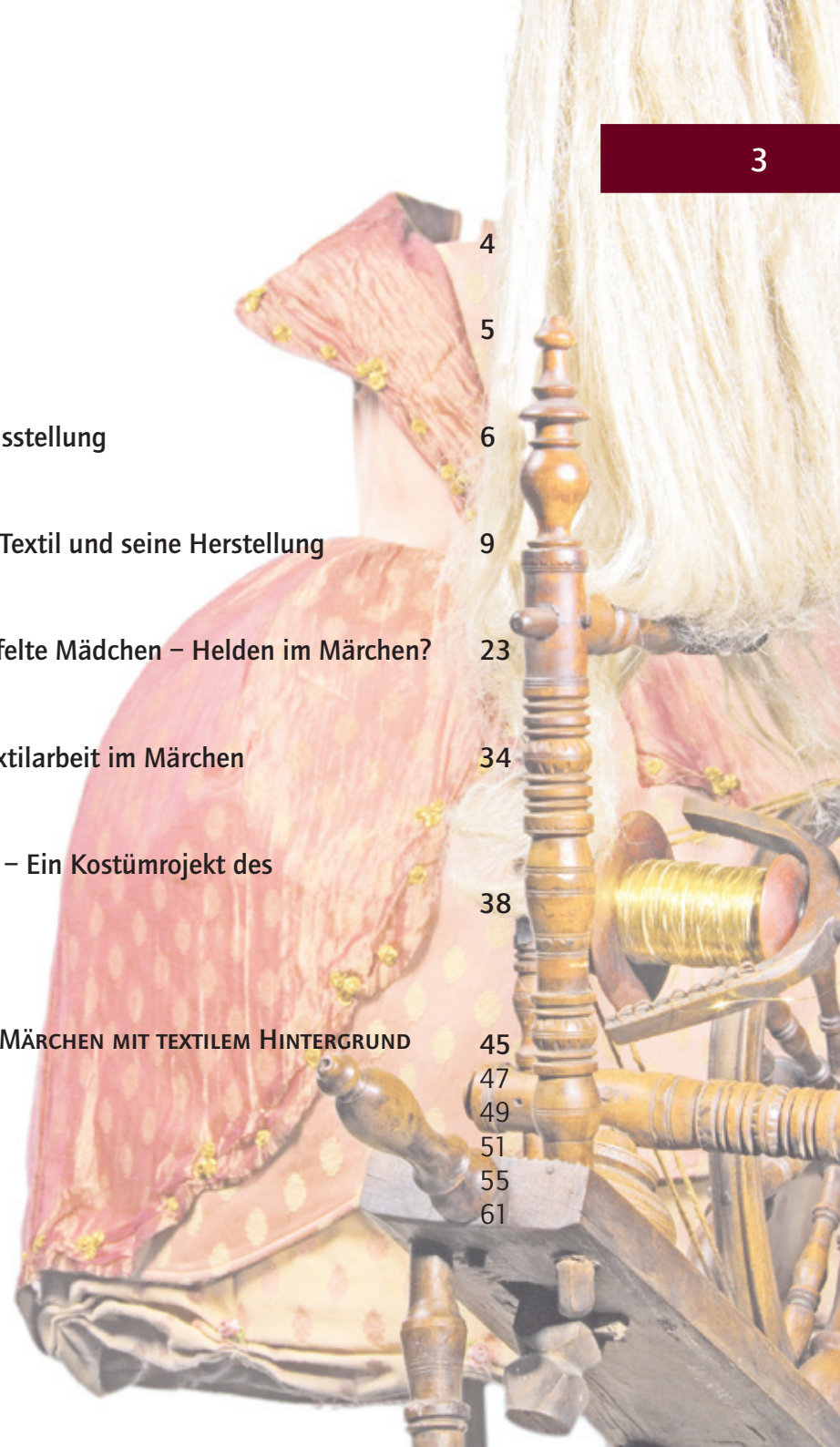
Rumpelstilzchen

Die faule Spinnerin

Des Kaisers neue Kleider

Der Dank des Kranich

Dornröschen



Das HELDEN-Projekt im Landschaftsverband Westfalen-Lippe



Ein Kerngedanke der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010 ist die Vernetzung der Städte im Ruhrgebiet, dessen westfälischer Teil zum Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) gehört. Kulturelle Vernetzung ist auch die Zielrichtung unseres LWL-Industriemuseums mit seinen acht Standorten in Westfalen-Lippe.

HELDEN, das Grundthema unserer großen Ausstellung in der Henrichshütte in Hattingen, haben wir in weiteren sieben

Ausstellungen mit ganz unterschiedlichen Motiven weitergedacht und auf die Standorte des LWL-Industriemuseums übertragen.

Entstanden ist ein achtstimmiges Heldenbild, das aus unterschiedlichen Perspektiven auf die Geschichte und Gegenwart von Heldentum und Superstars blicken lässt.

Ihr

A handwritten signature in black ink that reads "Dr. Wolfgang Kirsch". The signature is fluid and cursive.

Dr. Wolfgang Kirsch
LWL-Direktor

Begleitveranstaltungen für alle Altersgruppen, von der HELDEN-Werkstatt bis zur Comedy, runden dieses große Ausstellungsprojekt des LWL ab.

Gerne empfehlen wir Ihnen daher eine Reise durch Westfalen-Lippe mit Besuchen im LWL-Industriemuseum an unseren Standorten in Gernheim, Lage, Bocholt, Waltrop, Dortmund, Bochum, Witten und natürlich auch in Hattingen.

Und - falls Sie nicht alle acht im Kulturhauptstadtjahr 2010 erreichen sollten - Kultur gibt es bei uns auch im nächsten Jahr zu erleben!

Ihre

A handwritten signature in black ink that reads "Dr. Barbara Rüschoff-Thale". The signature is cursive and somewhat stylized.

Dr. Barbara Rüschoff-Thale
LWL-Kulturdezernentin



Das HELDEN-Projekt im LWL-Industriemuseum

Helden haben Konjunktur. Sie begegnen uns in Zeitungen, im Fernsehen und auf Plakaten. Retter, Helfer, Sportler, Musiker oder auch der kleine Mann von nebenan werden heute in den Medien als Helden gefeiert. Woher kommt dieser Boom? Und was haben die modernen Helden mit den Vorbildern vergangener Zeiten gemeinsam? Wer macht eigentlich Helden und wozu brauchen wir sie?

Diesen Fragen geht die kulturhistorische Ausstellung „HELDEN. Von der Sehnsucht nach dem Besonderen“ nach, die der Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) zum europäischen Kulturhauptstadtjahr RUHR.2010 in der Henrichshütte Hattingen zeigt (12.3.-31.10.2010). Die Schau setzt mit über 800 Exponaten die große Geschichte und lebendige Gegenwart von Helden in Szene. Trotzdem kann sie längst nicht alle Facetten des spannenden Themas zeigen.

Zum LWL-Industriemuseum gehören insgesamt acht Häuser in Westfalen-Lippe. Angesichts dieser Struktur und der Bandbreite des Themas lag die Idee eines Verbundprojektes nahe. So entwickelte das Museum neben der zentralen Heldenschau und einer eigenen Ausstellung von Schülerinnen und Schülern in Hattingen weitere sieben Begleitausstellungen.

Das Spektrum ist breit gefasst: Mit Helden in Märchen beschäftigt sich das Textilmuseum in Bocholt unter dem Titel „Stroh zu Gold“ (21.3.-31.10.2010). Fotoausstellungen im Zie-

geleimuseum in Lage (13.6.-3.10.2010) und in der Glashütte Gernheim in Petershagen (21.3.-11.7.2010) zeigen Industriearbeiter, die im Licht der Kamera als „Helden“ erscheinen. Das Schiffshebewerk Henrichenburg in Waltrop stellt mit dem Ingenieur Rudolph Haack einen Industiepionier vor, der als „Held der Technik“ befragt wird (25.4.-31.10.2010). Die Zeche Nachtigall in Witten widmet dem Namensgeber ihres Tiefbauschachtes „Hercules“ eine eigene Ausstellung (30.5.-14.11.2010).

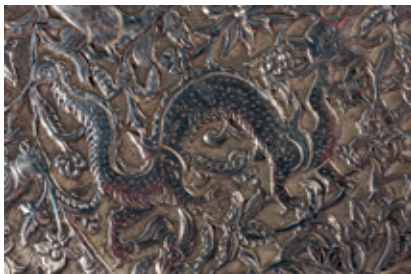
In Bochum präsentieren sich auf der Zeche Hannover die Symbolfiguren des Reviers, von der Heiligen Barbara bis zu Film- und Musikikonen, die nach 1945 zu neuen Leitbildern wurden (17.7.-10.10.2010). Und die Zeche Zollern in Dortmund macht unter dem Titel „Helden im Zeichen von Schlägel und Eisen“ (18.4.-22.8.2010) das Gedenken an tödlich verunglückte Bergleute zum Thema.

Mit seinen neun Ausstellungen und über 200 Begleitveranstaltungen bereichert das Westfälische Landesmuseum für Industriekultur das Kulturhauptstadtjahr damit um zahlreiche attraktive Angebote – eben nicht nur für die Menschen im Revier, sondern für ganz Westfalen-Lippe.

Ihr


Dirk Zache

Direktor des LWL-Industriemuseums



STROH ZU GOLD – Eine Einführung in die Ausstellung

Stroh zu Gold! Welch eine faszinierende Vorstellung! In vielen Märchen begegnen uns solch wundersame Aussichten rund um die phantastische Geschichtenwelt. Märchen mit Inhalten, die sich in der einen oder anderen Weise mit textilen Techniken, magischen Kleidern und Accessoires oder mysteriösen Stoffen beschäftigen, sind nicht selten und immer noch sehr beliebt – obwohl viele nicht mehr genau wissen, was die Unterschiede in den beschriebenen Prozessen und zwischen den Geweben sind. Die Geschichten erzählen von nackten Kaisern, tapferen Schneidern, verzweifelten Prinzessinnen, schlauen Webern oder geheimnisvollen Spinnerinnen. Doch auch zauberhafte Gestalten wie gute und böse Feen, das Rumpelstilzchen oder Personen, die magische Textilien verwalten, wie der kleine Muck, berühren die Leser, Hörer oder Zuschauer.

Märchen waren lange nicht mehr so beliebt wie heute. Das Fernsehen produziert nach Jahren der Abstinenz wieder Neuverfilmungen; das Radio widmet Prinzen und Prinzessinnen Schwerpunkttage, Events rund um Märchen werden mit großen Postkarten- und Plakataktionen beworben – wie jüngst in Düsseldorf – und auch auf dem Büchermarkt jagt eine Neuauflage die nächste. Nicht immer sind es die „guten, alten Märchen“ von Grimm, Hauff oder Andersen – neue Figuren kommen hinzu. Sie heißen Harry Potter, Lillifée oder Shrek. Aber auch die Protagonisten der traditionellen Märchen sind beliebt. Neben Vorleseabenden für Erwachsene und Märchenerzählerinnen in Bibliotheken hat sich auch das Internet dem Phänomen „Märchen“ angenommen. Hitlisten küren dort die beliebtesten Figuren. Ganz oben in diesen Rankings finden sich „Heldinnen“ wie Dornröschen und Aschenputtel, die ihren Status durch den ihnen eigenen Umgang mit Textil haben – die eine sticht sich an einer Spindel, die andere findet die herrlichsten Kleider in Haselnüssen.

Heldinnen und Helden haben Konjunktur! Im Kulturhauptstadtjahr 2010 steht das Ausstellungsprogramm des LWL-Industriemuseums unter diesem Thema. Doch uns interessieren nicht die Helden an sich, sondern die Wünsche und Projektionen, die solche Helden erschaffen haben. In Geschichten wie den Märchen finden sich seit Jahrhunderten die bekanntesten Protagonisten reicher, starker, findiger und schlauer Frauen und Männer, denen wir uns aus ungewohnter Perspektive nähern wollen.

Die Geschichten helfen auch bei innerseelischen Prozessen, behaupten Psychologen; Märchen geben Hoffnung und Zuversicht: Das „Gute“ gewinnt am Ende. Ausweglos erscheinende Situationen lassen sich mit Geschick, List und ein bisschen Glück überwinden. Und selbst wenn gar nichts mehr geht – selbst nach 100 Jahren Schlaf – findet die eine oder andere noch ihren Prinzen, ganz ohne eigenes Zutun.

Viele Märchen haben einen Bezug zur Textilproduktion oder thematisieren das Textil als solches. Sie stehen sowohl für textile Handwerkskunst als auch für individuelle Lebensgestaltung schlechthin. Und immer gibt es Helden, die auf die eine oder andere Art mit den übrigen Protagonisten verwoben sind. Aber wer sind die eigentlichen Helden der Märchen? Ist es die Prinzessin, deren einzige Leistung in einem langen Schlaf und Neugier auf das Spinnen besteht? Ist es der Prinz, der nicht mehr kämpfen muss, weil die Hecke nach 100 Jahren ohnehin den Weg frei gibt? Vielleicht ist es auch die Fee, die das Todesurteil einer anderen gnädig in den fast endlosen Schlaf verwandelt oder am Ende der König, der versucht sich gegen die Feenmagie aufzulehnen und einen wichtigen Zweig der Textilindustrie, die Spinnerei, verbietet? Die Ausstellung fragt nach den Geschichten hinter den Geschichten und präsentiert nicht einfach einen Märchenwald. Drei Einheiten gliedern die

Ausstellung, die alle das „märchenhafte Textile“ aus unterschiedlicher Perspektive zeigen:

Zunächst geht es um Personen, die mit List ihr Ziel zu erreichen suchen. Wie das „tapfere Schneiderlein“ finden sie Mittel und Wege, ihre Situation zu verbessern. Da ist die sogenannte „faule“ Spinnerin, eine selbstbewusste Frau, die einfach nicht spinnen möchte. Faul ist sie deshalb noch nicht – oder doch?

Die nächste Abteilung wendet sich denen zu, die am Ende des Märchens einen Prinz vor den Traualtar führen. Alle diese Mädchen werden mit Textilproduktion konfrontiert – und keine ist in der Lage, die ihr gestellte Aufgabe zu erfüllen. Dornröschen fällt ein ganzes Jahrhundert in einen tiefen Schlaf, kurz nachdem sie die Spindel berührte, wird geküsst, wacht davon auf und geht den Bund der Ehe ein. Die Müllerstochter kann nur mit Hilfe des Rumpelstilzchens Stroh zu Gold verarbeiten, verpfändet dabei ein Kind, das sie noch nicht hat, und ehelicht den zukünftigen königlichen Papa.

In der letzten Einheit spielen magische Textilien und ebensolche Wesen die Hauptrolle: des kleinen Mucks schnelle Pantoffeln ebenso wie die Federn eines Kranichs. Und es geht um eine Magie, die aufopferndes Handeln freisetzt – wie im Märchen der wilden Schwäne, in dem das Mädchen – zum Schweigen verurteilt – aus Brennesseln Hemden zu fertigen hat.

Aber die Ausstellung will mehr als die Märchen präsentieren und die Frage nach den Helden stellen. Sie blickt hinter die Kulissen der Geschichten, zeigt, welche textilen Techniken in den Märchen vorkommen und bietet Interpretationsideen an. Wenn die „faule Spinnerin“ beispielsweise nach einer Haspel verlangt, erläutert die Ausstellung, was das eigentlich ist, warum sie die braucht und ob die besagte Frau wirklich „faul“

oder emanzipiert ist. Neben Spinnrad, Spindel, Webstuhl, Schneidertisch und Zwirnmühle führt die Schau viele Exponate aus der Sammlung des LWL-Industriemuseums, aber auch Leihgaben anderer Museen, vor allem des Deutschen Märchen- und Wesersagenmuseums in Bad Oeynhausen sowie privater Sammler vor. So werden die Märchen in den Spiegel der Kulturgeschichte gerückt. Die Ausstellung bedient sich dazu unterschiedlichster Exponatgruppen, lädt zum Ausprobieren, Mitmachen und Eintauchen in die Märchenwelt ein. Eigens eingespielte Märchenfassungen für Hörstationen verdichten das Bild.

Die Ausstellung und diese Broschüre entstanden als Gemeinschaftsarbeit vieler Beteiligten, deren Namen sie dem Impressum entnehmen können. Für ihre kreativen Beiträge, handwerklichen Meisterleistungen und märchenhaften Inspirationen möchte ich mich an dieser Stelle sehr herzlich bedanken.

Hermann Josef Stenkamp



Kinder- und Hausmärchen



der
Gebrüder Grimm

VERSPONNEN, VERWOBEN, VERZAUBERT – Das Textil und seine Herstellung

Bis zu ihrer Verschriftlichung wurden Märchen meist mündlich weitergegeben und unterlagen somit einem steten Wandel. In langen Winternächten saßen die Menschen am Herdfeuer in der Küche oder in Stuben zusammen, in denen sich die Frauen des Dorfes in der kalten Jahreszeit zum Spinnen trafen. Sie tauschten Geschichten und Neuigkeiten aus. Auf diese Weise wurden die Märchen immer wieder erzählt und im Prozess von Generationen durch Region und Mundart geprägt. Die Erzähler konnten nach Belieben und Gutdünken Veränderungen einfließen lassen, die Geschichten ausschmücken oder verkürzen. Doch mit der Aufzeichnung von Märchen und ihrer Veröffentlichung änderte sich dieser freie Umgang mit den Inhalten. Die festgehaltenen Formulierungen wurden nahezu unverändert bis in unsere Zeit überliefert.

Die frühesten Veröffentlichungen umfassender Märchensammlungen stammen von den zwei Italienern Straparola und Basile. Giovan Francesco Straparola aus Caravaggio gab bereits Mitte des 16. Jahrhunderts unter dem Titel „Le piacevoli notti“ 74 von ihm zusammengetragene Erzählungen heraus. Darunter befanden sich zum Teil Übernahmen aus Giovanni Boccaccios „Decamerone“ (um 1350) sowie Novellen des Neapolitaners Hieronymus Morlini (um 1520), aber auch Texte aus mündlicher Überlieferung. Fast ein Jahrhundert später – 1634/36 – erschien die Märchensammlung „Pentamerone“ mit 50 Erzählungen in neapolitanischer Sprache, die von Giambattista Basile zusammengestellt worden war. Sie enthält Stücke der mündlichen Tradition verschiedenster Herkunft. Gerade mal vier davon überschneiden sich mit den Erzählungen Straparolas.

Basile bietet mit seiner Sammlung für viele der bekanntesten europäischen Volksmärchen den schriftlichen Erstbeleg. Obwohl die Veröffentlichungen von Straparola und Basile

im deutschsprachigen Raum lediglich einen kleinen Leserkreis erreichten, fanden Jacob und Wilhelm Grimm während ihrer Forschung zu Beginn des 19. Jahrhunderts mehr als 30 Geschichten aus Basiles Sammlung auch in der deutschen Volksüberlieferung wieder. So waren viele der heute bekannten Märchen in ähnlicher Form in ganz Europa verbreitet. Einen nicht unbedeutenden Einfluss auf die deutsche Märchentradition hatten zudem die französischen Sammlungen. Allen voran die Prosamärchen von Charles Perrault, die 1697 erschienen – darunter so bekannte Märchen wie Dornröschen, Rotkäppchen, Frau Holle, Aschenputtel und Hänsel und Gretel. Die erste umfassende deutsche Märchensammlung „Kinder- und Hausmärchen“ wurde erst zwischen 1812 und 1815 von den Brüdern Grimm in Berlin herausgegeben. *„Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltener werden [...]“*, so begründen die beiden Sprachwissenschaftler ihr Anliegen in der Vorrede des ersten Bandes. Heute sind es meist die bearbeiteten Fassungen der Brüder mit ihren kurzen Reimen, die in unseren Köpfen herumschwirren: *„Ach wie gut, dass niemand weiß, [...]“*

Neben der Luther-Bibel können die Grimmschen Kinder- und Hausmärchen als eines der bekanntesten Werke deutscher Kulturgeschichte angesehen werden. 2005 wurden die Handexemplare der Brüder mit zahlreichen handschriftlichen Ergänzungen, Korrekturen und Literaturhinweisen in das Weltdokumentenerbe der UNESCO aufgenommen und damit unter den Schutz der Weltgemeinschaft gestellt. Ein wichtiger Schritt, denn steht doch in jüngster Zeit zu befürchten, dass diese Sammlung alten Kulturguts bei nachfolgenden Generationen mehr und mehr in Vergessenheit geraten könnte. Die traditionellen, mehrere Jahrhunderte alten Fassungen und Stoffe werden zunehmend von Disneyversionen oder neuen

märchenhaften Heldenfiguren wie Harry Potter ins Abseits gedrängt. Nun könnte auch den Grimms unterstellt werden, in ihrer Zeit zumindest mittelbar eine neue Tradition begründet zu haben. Diesen Vorwurf erwartend, stellten sie jedoch in der bereits angesprochenen Vorrede klar: *„Was die Weise betrifft in der wir hier gesammelt haben, so ist es uns zuerst auf Treue und Wahrheit angekommen. Wir haben nämlich aus eigenen Mitteln nichts hinzugesetzt, keinen Umstand und Zug der Sage selbst verschönert, sondern ihren Inhalt so wiedergegeben, wie wir ihn empfangen haben [...]“*

Allerdings sind Jacob und Wilhelm dazu nicht – wie im Hollywood Film, der ihren Namen trägt – über Land gezogen und haben die Geschichten dort aufgeschrieben, wo sie erzählt wurden. Ganz im Gegenteil! Die Wissenschaftler verfügten über ein Netz von „Märchenzuträgern“, die ihnen die Geschichten erzählten. Die Kasseler Bürgerfamilien Wild und Hassenpflug, Dorothea Viehmann aus Niederzwehren und die in Schwalm lebende Friederike Mannel sind nur einige der regelmäßig frequentierten Quellen, zu denen auch die Familie der Freiherrn von Haxthausen und die Schwestern Annette und Jenny von Droste-Hülshoff gehörten.

Schon für die zweite Auflage der Kinder- und Hausmärchen kann die oben genannte Aussage nicht mehr zutreffen. Hier wurden die zunächst nahezu unverändert belassenen Stücke der Erstausgabe erweitert, sprachlich ausgefeilt und in den Details ausgeschmückt. Zudem stammen viele der neu hinzu gekommenen Texte in zunehmendem Maße aus literarischen Quellen und wurden ihnen nicht mehr nur mündlich zugetragen.

GEWEBT, GEWIRKT, GESPINNEN

In vielen der alten Volksmärchen werden textile Arbeitstechniken aufgegriffen oder spielen eine Schlüsselrolle im Verlauf der Geschichte. Spinnen, Weben und der Umgang mit fertigem Gewebe geben Hinweise auf die Ursprünge der Geschichten und handelnden Personen sowie einen Einblick in althergebrachte Vorstellungen von Moral und Ordnung. Die verwendete Symbolsprache in Märchen, Sagen und Schwänken enthält häufig eine verborgene Aussage, die entschlüsselt werden kann. Die heutige Forschung neigt wieder vermehrt dazu, der These der Brüder Grimm Glauben zu schenken, dass in den Märchen die Erinnerung an altertümliche Mythen, Götter- und



Jacob und Wilhelm Grimm, Kupferstich, frühes 19. Jahrhundert, eine Adaption dieses Porträts schmückte den 1.000 DM-Schein

Heldensagen fortlebt. Der Erzählstoff verweist auf eine Zeit, in der sich die Menschen einer übermächtigen Wirklichkeit gegenüber sahen. Die These lautet: In Form der Märchen bot sich die Möglichkeit, alte Glaubensvorstellungen aus der germanischen, keltischen und griechischen beziehungsweise römischen Überlieferung weiterzugeben, die im Zuge der zum Teil mit roher Gewalt durchgesetzten Christianisierung gefährdet gewesen wären. Auch diesen spannenden Ursprüngen der Märchen und ihren geheimnisvollen Protagonisten soll im Folgenden ein wenig nachgespürt werden.

Versponnen

In der Alltagskultur der vorindustriellen Zeit war das Spinnen, vor allem das Flachsspinnen, eine durch viele Schichten verordnete weibliche Tätigkeit. Fleiß und Geschick waren dabei hoch angesehen. Vor der Einführung des Spinnrads spannen die Frauen ortsunabhängig beim Hüten von Vieh oder wohl auch am Dorfbrunnen, um die Hände jederzeit mit Wasser benetzen und geschmeidig halten zu können. Mit der Erfindung des Spinnrads wurde das gemeinsame Spinnen in ländlichen Regionen bis ins 20. Jahrhundert hinein in den Spinn- oder Rockenstuben praktiziert. In dieser Sonderform dörflicher Geselligkeit fanden Volkslieder und Volkserzählungen einen regen Austausch. Zu fortgeschrittener Stunde durften auch die jungen Männer eines Ortes hinzukommen. Spinnstuben wurden somit zum Treffpunkt der Jugend und Zentren für den Austausch von Neuigkeiten und alten Überlieferungen. Geselligkeit war sicher ein gutes Mittel, die mühselige Handarbeit des Spinnens in der kalten Jahreszeit etwas angenehmer zu gestalten. Nahe liegend erscheinen da auch die Träumereien von magischen Spinnhelfern, die besonders edlen Faden herzustellen verstanden.



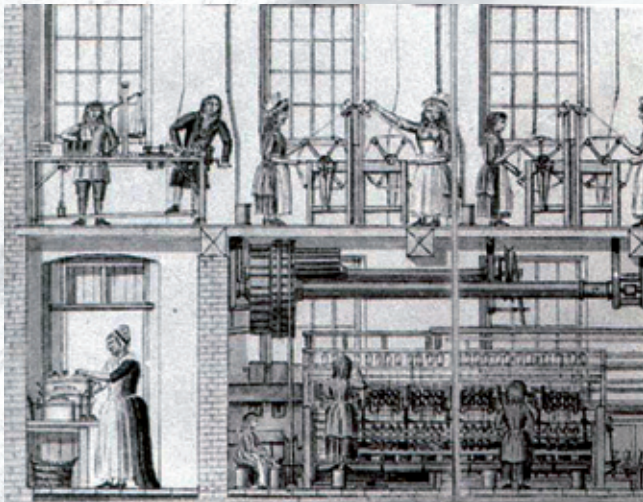
Damen beim Flachsspinnen, Detail eines Kupferstichs zur Spinnerei aus Diderots Enzyklopädie, 1762-1777

Das Spinnen gilt als eine der frühesten Kultur stiftenden Leistungen der Menschheit und war von Anfang an in Frauenhand. Beim Spinnen wird aus der Unordnung einer Fasermasse eine Ordnung hergestellt und der Rohstoff zu einem nutzbaren Produkt veredelt. Feine, ebene, glatte, glänzende Fäden anzufertigen, war eine hochgeschätzte, vor allem weibliche Kunst. Im Spinnprozess werden die Fasern im ersten Schritt gestreckt und in die Länge gezogen, dann zu einem Faden verdreht und in einem dritten Schritt aufgewickelt. Die hauchdünnen Seidenfäden werden nur verzwirrt.

In den Märchen spielt vor allem das Flachsspinnen eine Rolle, seltener wird Wolle versponnen. Vor dem Spinnprozess durchlief der Flachs diverse Arbeitsgänge, bevor er spinnfähig war. Nach der Ernte wurde er gewässert, geröstet, geriffelt, gedörft, gebrochen, geschwungen und gehechelt. Wolle hingegen musste gewaschen, gekratzt, gezupft und gekämmt werden, bevor sie auf den Rocken kam.

Das Spinnen blieb im Gegensatz zum Weben lange Zeit eine häusliche Nebentätigkeit von Frauen und Mädchen. Mit

Handspindel, Flügel- oder Spindelspinnrad drehten sie bis ins 18. Jahrhundert hinein sämtliche Garne zum Verweben. Trotz des hohen Zeitaufwandes ließen technische Erleichterungen des Arbeitsvorganges lange auf sich warten. Die Mechanisierung des Handspinnrads erfolgte erst um 1767 durch die Erfindung der „Spinning Jenny“. Weitere, jetzt immer schneller voranschreitende technische Innovationen ließen Spinnen am Spinnrad im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer mehr zu einer weiblichen Nebenbeschäftigung zur Deckung des Eigenbedarfs werden. Das Spinnen verlor seine Funktion als Lohnarbeit. So berichtet beispielsweise der Regierungsstatthalter des Amtsbezirks Signau bei Basel im Jahre 1837: *„Die Fortschritte der Mechanik im Spinnen der Leinestoffe drohen vielen armen Leuten, die bis dahin vom Verdienst der Handspinnerey noch*



Blick in eine mechanische Spinnerei (Detail), vor 1800

kümmertlich leben konnten, auch noch diesen geringen Verdienst vollends zu entreißen.“

Das Spinnen galt vor der Industriellen Revolution als bedeutende und geschätzte Arbeit, die sich selbst Göttinnen nicht nehmen ließen. Schon in der griechischen Mythologie trifft man auf die drei Schicksalsgöttinnen, Moiren genannt, die gemeinsam über die Schicksalsfäden der Menschen wachen. Die erste spinnt den Faden, die zweite bemisst seine Länge und die dritte trennt ihn ab.

Auch die griechische Göttin Athene wird zuweilen mit Spindel dargestellt. Die Göttin der Weisheit wacht als Schirmherrin der Künste und Wissenschaften über Spinnerinnen und Weber und andere Handwerker. In der germanischen Götterwelt ist das Attribut des Spinnens mit dem goldenen Rocken der Freyja verbunden. Sie spinnt ein nicht endendes seidenweiches Garn, beschenkt fleißige Frauen und soll den Menschen den Flachs gebracht sowie das Spinnen gelehrt haben. In der nordischen Mythologie finden sich zudem die drei Nornen, den Moiren oder auch den römischen Parzen entsprechende Schicksalsgöttinnen, die die Schicksalsfäden der Menschen spinnen.

In den Märchen und Sagen erscheinen den Moiren, Parzen oder Nornen ganz ähnliche Gestalten, meist als Feen oder weiße Frauen (auch Jungfrauen und Schwanenjungfrauen), denen etwas Magisches anhaftet. Auch Jacob Grimm vermutete, dass in der Erzählung der drei Spinnerinnen die Vorstellung von den drei Nornen lebendig ist.

Im Märchen finden sich diese und andere weise Frauen nicht immer in der ursprünglichen Dreizahl ein. Bei Dornröschen sind es sogar dreizehn Feen, die dem Kind ihre „Gaben“ überbringen. Wie auch in dem Märchen Frau Holle, ist es hier nicht das Spinnen an sich, sondern der Stich an einer Spindel, der dem Mädchen ein verhängnisvolles Schicksal bereitet.

Nicht immer sind die weisen Frauen von wohlgestalteter Form: mit zwei ungleichen Füßen ausgestattet oder wie im Märchen der drei Spinnerinnen eine mit Plattfuß, eine mit dicker Lippe und eine mit breitem Daumen kommen die Adaptionen der Nornen, Parzen oder Moiren daher. Beim Spinnen gehen die drei zweckmäßig vor – eine zieht den Faden und tritt das Rad, eine befeuchtet den Faden und eine dreht ihn und macht daraus das feine Garn. In dieser Arbeitsteilung steckt die Ursache für ihre Verunstaltungen, aber auch der „Zauber“ ihres Könnens und schließlich auch die Option, das



Mädchen, das in diesem Märchen überhaupt nicht spinnen kann, für immer von der Spinnqual zu erlösen.

Die drei Spinnerinnen sind nicht die einzigen Verunstalteten. Frau Holle (auch Hollamutter, Hulda, Perchta), die im Volksglauben bei den Spinnerinnen als Flachsbringerin geehrt und gefürchtet wurde und über das Einhalten der Spinnverbote an Feiertagen gebot, soll erschreckend lange Zähne besessen haben.

Als ansehnliche Gestalten stets hilfreich und bescheiden, spinnen all diese Figuren nicht mehr im Wortsinn den Schicksalsfaden, sondern greifen nur für einen Moment nachhaltig in das Leben der Mädchen ein, beschenken sie mit ihrer Gunst oder Ungunst oder retten mit ihren feinen Spinnkünsten ihre Leben und verhelfen zu Vermählung, Reichtum oder der Befreiung vom Spinnzwang. Sie verlangen nicht viel für ihre Taten – die eine Freundlichkeit und Fleiß, die anderen eine Einladung zur Hochzeit und Verwandtschaftsbezeugung.

Doch nicht einmal diese geringen Gegenleistungen sind ein 'Muss'. Im Falle der drei Jungfrauen aus dem See oder auch der Wichtelmänner wird keinerlei Gegenleistung erwartet. Hier führt es sogar zum Verlust der Verbindung, die hilfreichen Geschöpfe für ihre Taten zu belohnen. Denkt man jedoch an das Märchen vom Rumpelstilzchen, in anderen Varianten auch Riccin-Ricdon, Panzimanzi, Titeltüre oder Horle-Horle-Wip genannt, wird für den magischen Spinddienst ein besonders hoher Preis verlangt. Das Flachsspinnen wird von der Müllerstochter nur widerstrebend betrieben, worüber der Vater, in anderen Versionen auch die Mutter, so erzürnt sind, dass sie im Angesicht der Königsfamilie zu einem falschen Lob ihrer vermeintlich arbeitsamen und wundertätigen Tochter verleitet werden. Die unfreiwillige Spinnerin bleibt zunächst eine passive und hilflose Figur. Die ihr gestellte Aufgabe könnte sie weder durch Fleiß noch durch Fingerfertigkeit erfüllen.

Magische Fähigkeiten werden gefordert, indem zur Bereicherung eines gierigen Königssohnes in rasantem Tempo Stroh zu Gold oder in anderen Varianten auch Flachs oder Moos zu Seide veredelt werden sollen. Wird die Forderung erfüllt, winkt der soziale Aufstieg als Braut des Prinzen. Scheitern bedeutet den Tod. In eine Kammer gesperrt, verspricht das Mädchen dem magischen Spinnhelfer in Todesangst ihr Erstgeborenes, in anderen Versionen auch sich selbst. Später löst sie sich von diesem Schwur, indem sie den Namen des Zwerges, Klopfgestes oder Kobolds errät und dieser für immer – im Boden, der



Scherenschnitt zu Rumpelstilzchen von Marie Frey-Richter, 1980er Jahre

Luft oder in Stücke zerrissen – verschwindet. Bleibt nur zu hoffen, dass die Goldgier des Gatten nicht abermals aufflammt.

War das Spinnen für die Frauen der meisten Stände eine bittere Notwendigkeit, so war es für die Damen der höheren Stände ein mehr oder weniger beliebter Zeitfüller, wie auch das Häkeln, Sticken und Klöppeln, zu dem sie angehalten wurden – sicher nicht ganz ohne Drill, doch dafür an Spinngeräten von erlesener Beschaffenheit. In den ärmeren Schichten wurde das Spinnen nahezu exzessiv betrieben. Mittellose Mägde

erspannen sich ihre Aussteuer neben all der anderen Arbeit auf dem Hof, um somit ihre Aussichten auf dem Heiratsmarkt zu erhöhen. Eigens zu diesem Zweck wurden ihnen auch kleine Ackerflächen zur Verfügung gestellt, auf denen sie Flachs anbauen konnten.

Einige Märchen geben eine Vorstellung davon, wie mit List und Tücke einer Frau jedes Mittel recht sein konnte, diesem harten und arbeitsreichen Schicksal zu entgehen und sich gegen Leistungsdruck und Spinnzwang zu wehren. Das Grimmsche Märchen „Die faule Spinnerin“ erzählt von so einer Frau, die mit Hilfe einiger Streiche ihren Mann soweit bringt, dass er sie nicht länger zum Spinnen und Haspeln anhält. Schon der Titel der Geschichte verrät, dass solch eine Einstellung gesellschaftlich nicht sonderlich geachtet wurde und in keiner Weise einer christlich motivierten Arbeitsethik entsprach. Gewiss war sie keine wesenhaft faule Frau, die neben dem Spinnen auch sämtliche anderen häuslichen Pflichten vernachlässigte. Doch welche Möglichkeiten bleiben, wenn jemandem die gesellschaftlich auferlegten Handarbeiten überhaupt nicht liegen? Nach den Ursachen der Verweigerung der so genannten „faulen Spinnerin“ wird im Märchen nicht gefragt. Vielmehr werden

ihr – da sie der „Tugend der Spinnfreude“ entgegenwirkt, im Märchen ausschließlich negative Charaktereigenschaften zugeschrieben. Die dargestellte Streitsucht, Aufsässigkeit und Hinterlist verleiten Wilhelm Grimm, sie in der überarbeiteten Fassung von 1819 zusätzlich als „garstige Frau“ zu



*Im Gebüsch versteckt und flüsternd: die „faule Spinnerin“
Illustration von Otto Ubbelohde, um 1910*

betiteln. In einer Zeit, in der für die Damenwelt Frömmigkeit, Fleiß, Schönheit und Bescheidenheit eine Zierde sind, finden ideenreiche Täuschungsmanöver und listige Klugheit selten Liebhaber.

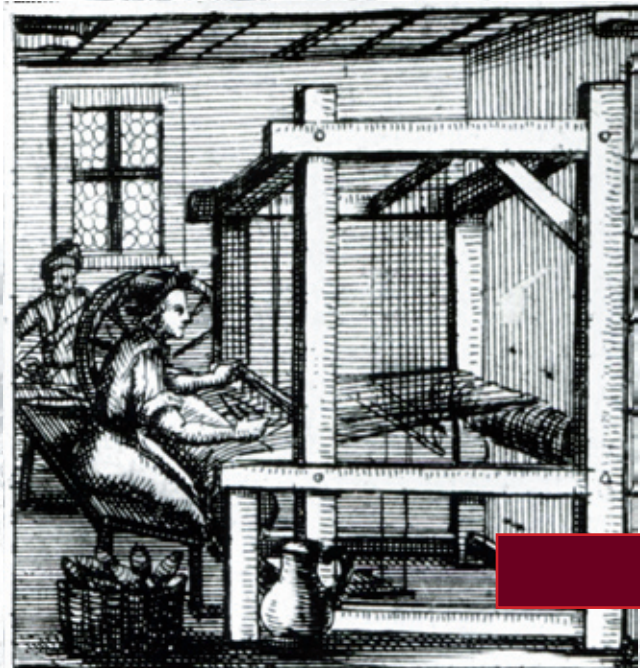
Das Märchen „Spindel, Weberschiffchen und Nadel“ zeigt das Gegenstück zur angeblich so garstigen und faulen Frau und lobt besonders gewünschte Eigenschaften. Ein fleißiges Waisenkind von besonderer Frömmigkeit wächst bei seiner Patin auf. Diese in den textilen Künsten bewanderte Frau lehrt dem Kind all ihre Fertigkeiten. Bei ihrem Ableben hinterlässt sie dem guten Mädchen die drei Gegenstände aus dem Märchentitel. Emsig und bescheiden führt sie ein zurückgezogenes Leben. Als ein Königssohn auf Brautschau des Weges kommt, bleiben Angesichts der Vielzahl ihrer Tugenden alle Konkurrentinnen chancenlos. Die im rechten Moment entfaltete Wunderkraft der Patengeschenke hilft dem Schicksal zusätzlich auf die Sprünge. Wie bei Frau Holle werden Fleiß und Bescheidenheit eines Mädchens am Ende reich belohnt.

Die Märchen über das Spinnen vermitteln insgesamt ähnliche Botschaften. Die vorindustrielle Gesellschaft verlangt, dass jede Frau die Fertigkeit des Spinnens beherrscht und emsig ausführt, wenn sie Achtung finden und eine potentielle Heiratskandidatin abgeben will. Bei besonders unverdrossenem Fleiß scheint sogar ein sozialer Aufstieg möglich. Doch nicht immer sind magische Spinnhelfer oder verzauberte Hilfsmittel zur Stelle. Da es sich beim Spinnen um eine Tätigkeit handelt, die viel Geduld und Sorgfalt erfordert und auch den Körper, insbesondere die Arme, in hohem Maße belastet, wäre jede Frau froh, die eigene Arbeitsbelastung verringern oder gar minimieren zu können. So lassen sich einerseits die Anwendung der List der faulen Spinnerin und andererseits die körperlichen

Deformationen der drei Spinnerinnen erklären, als Mahnung an die Männerwelt, sofern sie Wert auf eine ansehnliche Gattin legen.

Verwoben

Am Spinnrad erzeugen die Frauen einen gebrauchsfähigen Faden, der beliebig weiterverarbeitet werden kann: primär sicher zum Weben und Wirken, doch ebenso zum Knüpfen, Stricken, Flechten, Knoten, Nähen oder Sticken. Das Weben ist wie das Spinnen eine der ältesten Handwerkskünste der Menschheit. Das Verweben von Fäden zur Herstellung von Gewebe ermöglicht dem Menschen, sich mit einer wärmenden und schützenden Hülle zu umgeben, die nicht aus der Haut erlegter Tiere gefertigt wurde. Mit den Händen verbundene Fäden können je nach Belieben und Kunstfertigkeit mit Symbolen oder Mustern ausgestattet werden. Aufgrund archäologischer Funde, geht man davon aus, dass bereits um 4000 v. Chr. in Gegenden des Orients und Mitteleuropas entwickelte Textiltechniken



Weberei in Männerhand: Illustration, Holzstich, 1798

mit Vorformen von Flachwebstühlen und senkrecht stehenden Gewichtswebstühlen verbreitet waren. Trittwebstühle tauchen um 1000 n. Chr. in grafischen Darstellungen auf. Das Weben entwickelte sich mit zunehmender Technik schnell zu einem spezialisierten Berufsstand in dem hauptsächlich Männer beschäftigt waren. Leinenweber, Woll- und Baumwollweber genossen jedoch im Gegensatz zu ihren göttlichen Vorbildern nur geringes soziales Ansehen.

Das Bild des Webens gleicht der bildenden und formenden Kraft von Naturgewalten. Die rohe Materie erhält in den Mythen ihre Ordnung und Gliederung durch die Hand der Götter, die der Gottheit lebendiges Kleid, die Weltenwebe, den Teppich des Lebens, den Schleier der Maya erschaffen. In der griechischen Mythologie übergibt Zeus seiner Gattin Gaia ein von ihm selbst gefertigtes Gewand, auf dem die Erde und der Ur-Ozean (Ogenos) eingewebt sind. Somit vertraut er ihr die irdische Welt an und sie erhält die den Menschen wohlbekannte Gestalt. Athene, in der griechischen Mythologie die Göttin der Künste, soll den Frauen die Kunst des Webens verliehen haben. Im Webwettbewerb misst sie sich mit der Menschenfrau Arachne und muss die irdische Meisterschaft anerkennen. Doch im Zorn über Arachnes Webbilder, die als Tiergestalten getarnte Götter wie Zeus bei Seitensprüngen zeigen, verwandelt sie die kühne Kritikerin in eine Spinne, die nun zeitlebens spinnen und weben muss. Wohlbekannt ist auch das Schicksal der treuen Penelope, die sich das Jahre lange Warten auf ihren Gatten Odysseus durch das Weben eines Totenhemdes verkürzt und seine Fertigstellung hinauszögert, um sich die mittlerweile um ihre Gunst buhlenden Freier vom Hals zu halten. Tagsüber webt sie und des Nachts löst sie das Gewebe auf. Bei den Germanen sind es die Walküren, mit den Nornen verwandte Göttinnen, die an ihrem Webstuhl den Ausgang von Schlachten bestimmen sollen.

Im Märchen begegnen uns weniger Frauen, die weben, sondern der sozialen Wirklichkeit geschuldet meist Männer, die auf ihren Stühlen Textilien produzieren. Die Weber – bitterarm,



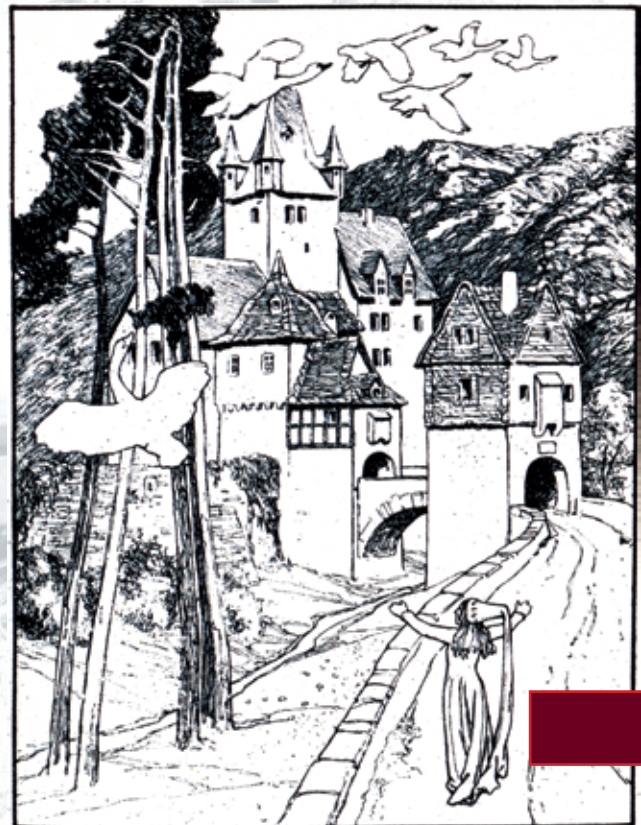
*Der Teufel holt sich das ihm versprochene Kind
Detail aus einem Holzschnitt von Albrecht Dürer, 1493*

aber mit einer gewissen Schläue versehen – kämpfen um ihre Existenz, indem sie völlig verzweifelt einem Bund mit dem Teufel zustimmen, den sie bisweilen überlisten können. Die Weberinnen in den Märchen sind ganz entgegen ihrer spinnenden Gegenstücke weder alt noch missgestaltet, sondern meist von erlesener Schönheit. Auch sie verfügen über besondere Fähigkeiten und weben überirdisch feine Stoffe. Ihnen haftet der Hauch des Jenseitigen an und gelegentlich besitzen sie die Fähigkeit zwischen Mensch- und Tiergestalt zu wechseln. So zum Beispiel die Teppich webende Kröte (Itsche) im Grimmschen Märchen von den drei Federn oder auch die Kranichfrau aus einem japanischen Märchen, die aus ihrem Federkleid weiß-goldenen Brokat hervorbringt. Tierverwandlungen erscheinen im Märchen als selbstverständliche Wunder und zeugen von alten Glaubensvorstellungen, in denen die Grenzen allen Lebens fließend ineinander übergehen. Da alles aus einer Urmaterie erschaffen wurde, kann auch alles aus dieser Materie erschaffene Leben ineinander übergehen. Ein Mensch wird zum Tier oder auch zu einer Pflanze und umgekehrt. Ebenso ist es den Göttern in der griechischen und germanischen Mythologie nicht fremd, sich in Tiergestalten zu verwandeln. Man denke dabei an den griechischen Göttervater Zeus, der beispielsweise als Schwan unerkannt manches Mädchen verführte oder an den nordischen Feuergott Loki, der in vielen Metamorphosen u.a. als Adler, Stute, Lachs oder Floh in Erscheinung tritt.

Magische Gewebe, die von überirdischen Kräften geschaffen wurden, sind Ausdruck für das Wunderbare, Unirdische, Menschenunmögliche. Sie können Gaben des Jenseitigen sein oder wechseln durch Kampf und List ihren Besitzer, wie der Tarnumhang des Zwergenkönigs Alberich, der ihm im Nibelungenlied von Siegfried entwendet wird. Auch bei dem moder-

nen Märchenhelden Harry Potter wird ein solcher Umhang aufgegriffen. Doch stets haftet diesen Geweben etwas Irreales an. So sind sie neben all ihrer Zauberkraft von besonderer Feinheit und Vollkommenheit, mit wunderbaren, detailreichen Darstellungen geschmückt oder zugleich endlos groß und winzig klein, so dass sie Platz in einem Hirsekorn oder auch in einer Haselnuss finden, wie die prächtigen Ballkleider bei Aschenputtel.

Doch nicht immer ist den Märchenhelden das Glück von wunderartigem Beistand gegeben. Und nicht immer sind Gewebe von erlesener, ja überirdischer Schönheit und Feinheit gefragt. Um die eigenen Brüder, die von einer hexengleichen Stiefmutter in Schwäne verwandelt wurden, zu erlösen, kommt es auch vor, dass ein Menschenkind unter widrigen Umständen Klei-



Die sechs Schwäne, Illustration von Otto Ubbelohde, um 1910

*Das tapferere Schneiderlein,
Temperamalerei von Hermann Wöhler, 1942*

der fertigen muss, um den unheilvollen Zauber zu brechen. So berichten es das Grimmsche Märchen von den sechs Schwänen und das Kunstmärchen des Dänen Hans Christian Andersen über die wilden Schwäne. In diesen Fällen agiert die junge weibliche Produzentin der Erlösung verheißenden Stoffe allein und ohne über magische oder wundersame Fähigkeiten zu verfügen. Umso überirdischer wirken die Kraftanstrengungen und Forderungen, die mit dem Erlösungswerk verbunden sind. Für die oft Jahre lange Dauer der Hemdenproduktion, wahlweise aus Sternenblumen oder Brennnesseln, ist dem Mädchen jegliches Sprechen und Lachen verwehrt. Zu den Aufgaben gehören in diesem, wie in den entsprechenden Adaptionen des Stoffes, nicht nur das Weben, Wirken oder Knüpfen, sondern meist auch der gesamte Bearbeitungsprozess von der Vorbereitung der Fasern bis hin zu Fadenspinnen und Gewebeproduktion. Zudem müssen – wie im Falle der Nesselverarbeitung – Schmerz und Leid klaglos, weil stumm ertragen werden. Am Ende siegen, getreu der optimistischen Märchenbotschaft, Gerechtigkeit und Wahrheit. Lüge und Trug werden entlarvt und die wahre Identität der Heldin kommt ans Licht. Zu guter Letzt werden häufig auch ihre Widersacher bestraft und sprechen ihr eigenes verhängnisvolles Urteil.

In der Realität vorindustrieller Alltagskultur werden weder wundertätige noch todbringende Gewebe produziert, sondern meist einfaches Leinen für die Aussteuer und den Eigenbedarf. Doch durch Glück, besondere Kunstfertigkeit oder effektvolle Gestaltung können auch diese Textilien Wunder oder Helden

hervorbringen. Man denke dabei nur an das Fischer-netz aus dem Märchen „Von dem Fischer un syner Fru“ oder den bestickten Gürtel des tapferen Schneiderleins.

Verzaubert

Kleiderordnungen, die Länge, Schnitt, Farbe oder Beschaffenheit des Stoffes festlegen, sind aus verschiedenen Kulturen und für unterschiedliche Zeiten bekannt. Kleider waren Zeichenträger und sind es noch heute. Ob nun Purpurstoffe für Kaiser oder golddurchwirktes Gewebe für Könige. Selbst die Götterwelt behält sich bisweilen das Edelste vor. Götter und Göttinnen sind nicht auf den Umgang mit Nadel und Faden angewiesen. Bei ihnen kommen die kunstvollen Textilien ohne Nähte aus und erwachsen aus einem einzigen Stück. Ein Kleidungsstück ohne Naht steht für das Ebenbild an Kunstfertigkeit und Reinheit schlechthin.

Im Volksglauben war die Näharbeit wie auch das Spinnen mit Tabus belegt. Das Nähen an bestimmten Feiertagen brachte Unglück über die Tätigen. Obwohl sämtliche Handarbeiten wie Nähen, Sticken oder Klöppeln im Haushalt reine Frauensache waren, so war das städtisch gebundene Schneiderhandwerk den Männern vorbehalten. Anders verhielt es sich mit der ländlichen Flickschneiderei, bei der sowohl von Männern als auch Frauen Altkleider verwertet wurden sowie bei der Hausschneiderei, wo vorwiegend Frauen zeitlich begrenzt in reichen Haushalten Werkarbeiten ausführten.



Bestickte Leinenhemden für eine Aussteuer, 1905



Im Märchen treffen wir stets auf einen Mann, der das Schneiderhandwerk ausübt. Meist von bescheidener Gestalt und einfältig obendrein. Dem Krummsitzen und Sticheln überdrüssig geworden, zieht ein solcher hinaus in die Welt, womit seine Abenteuer beginnen. Kommen jedoch Wunderscheren, Zaubernadeln oder mysteriöse Fingerhüte ins Spiel, wird auch die Kunst des Kleidermachers wieder interessant. So vollbringt der jüngste der Grimmschen vier kunstreichen Brüder das Kunststück, mit seiner Zaubernadel ein zerbrochenes Vogelei samt Insassen zusammenzuflicken und auf diese Weise wieder zu beleben. Doch es geht auch gänzlich ohne magische Hilfsmittel, wie uns Hans Christian Andersen in „Des Kaisers neue Kleider“ oder die Brüder Grimm beim tapferen Schneiderlein zeigen.

Einzig aufgrund einer kessen Behauptung zweier Betrüger breiten sich Chaos und Verzweflung im gesamten Hofstaat eines prunksüchtigen und modebewussten Herrschers aus. Ihre Stoffe und Kleider überträfen angeblich das Gewöhnliche nicht nur durch Farben und Muster, sondern auch durch die wundersame Eigenschaft, dass sie für jeden unsichtbar seien, der nicht für sein Amt taugte oder ein Dummkopf wäre – so zumindest die kühne Feststellung. Weil er eben dies testen will und er gleichzeitig den magischen Stoff unbedingt besitzen möchte, ist dem Kaiser nichts zu teuer. Niemand traut sich das Offensichtliche auszusprechen und so hat auch der Kaiser keine andere Wahl, als bei der bevorstehenden Prozession völlig nackt vor sein Volk zu treten. Selbst seine ihm ergebenen Untertanen benötigen den entscheidenden Hinweis eines unschuldigen Kindes, bevor sie den Lügenturm zum Einsturz bringen. Doch der Kaiser spielt das Spiel bis zuletzt und ver-

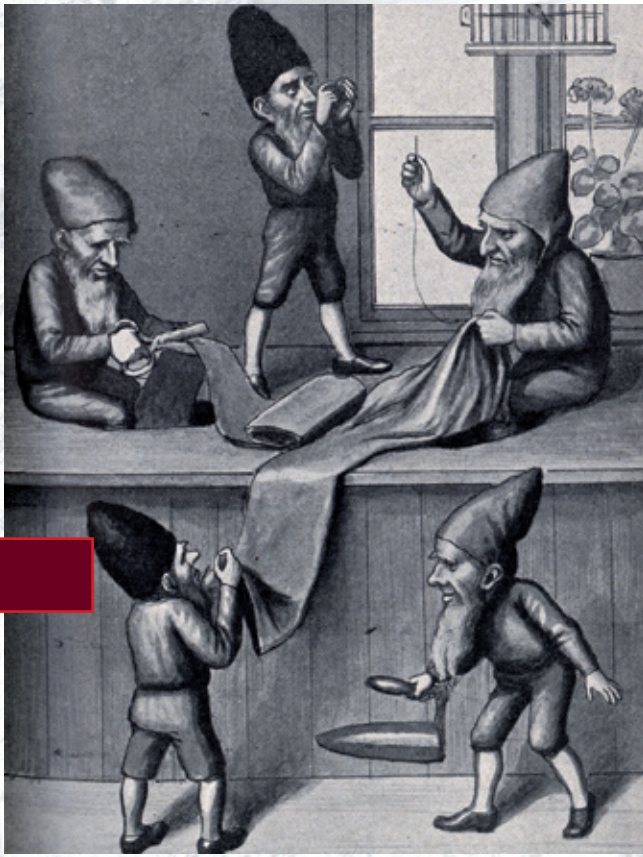


sucht, die unbequeme Wahrheit aus Rücksicht auf die eigene Reputation und Stellung zu verbergen. Selbst seine treuesten und fähigsten Minister wählen, vor die Entscheidung Ansehen und Wohlstand oder Wahrheit gestellt, die materiellen und ökonomischen Vorteile. Doch vor allem das Volk wird hier vor Leichtgläubigkeit und unkritischer Akzeptanz angeblicher Autoritäten und Experten gewarnt. In der mittelalterlichen Vorlage von Don Juan Manuel, die 1335 in der Sammlung „El conde Lucanor“ erschien, geht es nicht wie bei Andersen um mangelnde Amtstüchtigkeit. Hier geht es um Erbrecht und Abstammung. Das wundertätige Gewebe kommt nur dem vor Augen, der ein rechtmäßiger Sohn seines Vaters ist. Die Wahrheit offenbart der Pferdeknecht als Sinnbild der untersten Rangordnung, denn wo es nichts zu erben gibt, kann auch die rechtmäßige Abstammung vernachlässigt werden.

Eine frühe Version des tapferen Schneiderleins findet sich 1557 bei Martin Montanus im „Wegkürzter“. Seitdem prangt an seinem Gürtel der Schriftzug „Sieben auf einen Streich“. List als Lebenskunst lässt sich hier mit Hilfe eines Kleidungsstückes wirksam in Szene setzen. Der Schneider, der aufgrund seines wenig geachteten Handwerks häufig Armut und Spott erleidet, versucht diesem Schicksal durch eine gehörige Portion Großspürigkeit zu entfliehen. Auch wenn es sich um eine ganz und gar unmagische Handarbeit eines einfältigen und abenteuerlustigen Aufschneiders handelt, so verwundert die aufgebauschte und verkürzt dargestellte Tat des „Sieben auf einen Streich“ dennoch zunächst einen Riesen und verblendet schließlich den König und seine Wachen. Die Magie dieses Textils liegt eben nicht im zauberhaften Gewebe, sondern allein im Auge des Betrachters. Unversehens bringt sich das Schneiderlein damit zwar in gefährliche, ja lebensbedrohliche Situationen. Doch aufgrund der Erwartungen, die aus dem selbstverliehenen Ruhmeszeichen erwachsen, wächst sogar

der schwächliche Schneider über sich hinaus. Seine halsbrecherischen Aktionen gelingen mit Beistand von Glück und Einfallsreichtum. Er bewältigt, getrieben von Todesangst, wahrhaft heldenvolle Taten und ihm gelingt der märchenhafte Aufstieg zum Regenten des Landes.

Textilien mit zauberhaften Kräften, die dem Gürtel des Schneiders nicht unähnlich sind, finden sich auch im Nibelungenlied oder im Arsenal der griechischen Göttin der Liebe, Schönheit und Begierde: magische Gürtel! Siegfried beraubt die unbezwingbare Brunhild mit Hilfe seines Tarnumhangs ihres Kraft spendenden Gürtels und somit ihrer übermenschlichen Stärke. Gleichfalls verdankt Aphrodite ihren unwiderstehlichen Liebreiz einem Gürtel, den ihr Gatte Hephaistos, der Gott der Schmiedekunst, aus Gold und Edelsteinen eigens für sie fertigte.



Ähnlich den magischen Spinnhelfern, trifft man in Märchen auch auf überirdische Hilfe beim Nähen. Bei den Wichtelmännern handelt es sich im Grunde um Sagengestalten. Nach altem Volksglauben macht sich das „Kleine Volk“ ursprünglich in den „Zwölf Nächten“ um den Jahreswechsel in vielfältiger Hinsicht im Haushalt nützlich, wobei es unbekleidet, unbeobachtet und unbelohnt sein will. Im Märchen von den Wichtelmännern bricht das Schusterehepaar gleich zwei dieser Tabus, indem sie die Männlein beobachten und mit Kleidung beschenken. Auch die Kölner Lokalsage über die Heinzelmännchen (1826 abgedruckt) greift die nackten Helfer auf, wobei der Bezug zu den Raunächten hier bereits verloren ist. In der modernen Literatur stößt man gleichfalls auf dieses Motiv. Die Hauselfen bei Harry Potter verrichten ebenfalls nahezu ohne wärmende Gewebe ihren sklavenähnlichen Dienst bei einem Herrn. Doch sobald man ihnen bedeckende textile Möglichkeiten zukommen lässt, in diesem Fall sind es von Hermine gestrickte Socken und Hüte, sind sie aus ihrem Dienst entlassen. Und auch die Kranichfrau aus einem japanischen Märchen will bei ihrer Tätigkeit des Brokatwebens nicht beobachtet werden. Ein verliebter Jüngling wagt es dennoch und genau wie in den europäischen Geschichten wird durch diesen Tabubruch der Zauber gelöst. Das Transzendente, die magische Welt, das Reich des Zaubers ist eben nicht für Sterbliche gemacht. Wer dennoch versucht in sie einzubrechen, verliert Schutz und Beistand der anderen, jenseitigen Welt.

Eine Besonderheit im Zusammenhang mit magischen Textilien stellen die orientalischen Märchen dar. Anfang des 18. Jahrhunderts erschien zunächst auf Französisch die nach einer arabischen Handschrift des 14. Jahrhunderts von Jean Antoine Galland übersetzte Sammlung „1001 Nacht“. Im deutschen Sprachraum finden sich einige Erzählungen daraus zusammen

*Die Wichtelmänner, sie nähen im Verborgenen
Illustration von Adolf Hering, um 1900*

*Der kleine Muck,
Märchenillustration, um 1871*

mit indischen Fabeln, französischen Feenmärchen u.a. in der „Blauen Bibliothek aller Nationen“, deren Bände zwischen 1790 und 1797 vom Verleger Friedrich Justus Bertuch anonym veröffentlicht wurden. Die Brüder Grimm erkannten aus den Geschichten von „1001 Nacht“ Textverwandtschaften zu verschiedenen ihrer Märchen, wie z.B. „Von dem Fischer und seiner Frau“, „Das Wasser des Lebens“, „Der Geist im Glas“ oder „Simeliberg“.

1825 brachte Wilhelm Hauff seinen ersten Märchen-Almanach „Die Caravane“ heraus und begründete mit orientalischen Märchengestalten wie dem kleinen Muck oder dem Kalif Storch seinen Ruhm. Der kleine Muck, ausgestattet mit Erbstücken seines Vaters, wie dem langen Dolch, dem blauen Mäntelchen und den weiten Bein Kleidern, trägt ebenso die bekannten übergroßen Pantoffeln und einen Spazierstock mit Löwenkopf bei sich, die er der mysteriösen Katzenliebhaberin Frau Ahavzi als Lohn entwendet hat. Hier sind es zunächst die handgenähten und bestickten Pantoffeln, die ihn unverhofft in heldengleiche Abenteuer stürzen. Mit dem richtigen „Dreh“ wird er zum königlichen „Oberleibläufer“, denn wie die Siebenmeilenstiefel tragen auch die Pantoffeln ihren Träger rasant schnell von einem zum anderen Ort. Das Motiv der zauberkräftigen Stiefel taucht in verschiedenen Märchen und Geschichten auf, so z.B. bei Perrault und Bechstein in der Geschichte vom kleinen Däumling, im Grimmschen Märchen „Der liebste Roland“ aber auch in Goethes Faust II, wo Mephistopheles selbst von ihnen Gebrauch macht.

Ein in jeder Hinsicht orientalisches Phänomen ist auch der fliegende Teppich. Wer in den Besitz eines solchen Wunderwerks gelangt, kann sich an jeden erdenklichen Ort wünschen und wird ohne Umschweife dorthin gebracht – eine den Siebenmeilenstiefeln nicht unähnliche Erscheinung, doch mit wesentlich mehr Komfort verbunden. Ungeklärt bleibt, ob der Händler auf dem Basar, bei dem solch ein Teppich zu erstehen ist, im Bund mit den Geistern steht oder tatsächlich eine Teppichknüpferei existiert, in der das Patent der Luftmaschen bis heute ein wohl gehütetes Geheimnis geblieben ist, wie es uns Knister mit seiner modernen Variante vom fliegenden Teppich in den „Teppichpiloten“ weiß machen will.



Schlussbemerkung

Märchen berühren unsere Urinstinkte und spielen mit den Urbildern unserer Seele. Solche Archetypen beruhen auf Urfahrungen der Menschheit und sind, da unbewusst, anhand symbolischer Bilder, wie wir sie in Märchen, Mythen oder auch in Träumen finden, erfahrbar. Noch heute werden durch Märchen einige dieser symbolischen Bilder lebendig – auch wenn andere verborgen bleiben. Urmenschliches bleibt erhalten, der Traum nach Magischem wach. Und wer sehnte sich nicht nach Heldenkraft oder der Hilfe dienstbarer Geister?

Nadine Schober



*Märchenbücher: Kostbar ausgestattete Ausgaben
des 19. Jahrhunderts, links 1871, rechts 1867*

STOLLWERCK

SAMMEL-ALBUM N^o 9.



MÄRCHEN-ALBUM

VERLAG GEBR. STOLLWERCK & G.
KÖLN · BERLIN · WIEN

NACKTE KAISER, TAPFERE SCHNEIDER & VERZWEIFELTE MÄDCHEN

MÄRCHEN UND HELDEN?

Gehören Helden nicht in die Welt der Sagen, Legenden und Mythologie? Sind Märchen Heldendichtung? Ja, da gibt es doch das tapfere Schneiderlein, war das etwa kein Held? Bei anderen Märchen fällt es uns nicht so leicht, sofort einen Held oder eine Heldin auszumachen. Dass Märchenfiguren zur Identifikation einladen, ist eine längst anerkannte, unbestrittene Tatsache. Kinder nehmen sie gerne zum Vorbild. Märchenfiguren prägen sich tief ein und sind auch den Erwachsenen noch präsent. Könnten sie sonst mit Erfolg in der modernen Paartherapie eingesetzt werden? Woher nähmen sie ohne diese Eigenschaft ihre Bedeutung in der Tiefenpsychologie?

Aber muss denn jedes Vorbild, jede Figur mit noch so hohem Identifikationswert gleich ein Held, eine Heldin sein? Schauen wir uns doch einfach mal einige Märchen an:

Das tapfere Schneiderlein – Was für ein Kerl!

Dem Titel nach ist dieser Kerl eindeutig ein Held. Berechtigt oder nicht? Und wenn ja, warum? Aber bevor wir weitere Fragen stellen, müssen wir zunächst einmal schmunzeln: Da sitzt ein Schneider, besser gesagt ein Schneiderlein, also ein eher schwächlicher Geselle, in seiner Werkstatt und näht nach Leibeskräften. Und dann lässt er sich verführen, kauft etwas Mus, nur eine kleine Menge, schließlich ist er sparsam, und bestreicht damit sein Brot. Aber er nimmt seine Arbeit ernst, nein, faul ist er wirklich nicht, und so möchte er erst das Wams fertig machen, bevor er sich mit Genuss über sein Brot hermacht. Und dann passiert das Ungeheuerliche: Fliegen, angelockt vom köstlichen Duft, lassen sich auf seinem Musbrot nieder. Das

gefällt dem Schneiderlein gar nicht, es ist empört. Es möchte sein Mus nicht mit den ungebetenen Gästen teilen. Aber die Fliegen reagieren nicht auf seine Worte, die ihnen klar machen sollen, wem das Brot gehört. Das regt ihn auf, das kann es nicht hinnehmen. Es schlägt zu – die Tatwaffe: ein Tuch, eben das, was ein Schneider schnell zur Hand hat. Sieben Fliegen bezahlen ihre Gier nach süßem Mus mit dem Leben. Nun, das Schneiderlein hat ihnen eine Chance gegeben. Sieben Fliegen – tot! Das Schneiderlein kann es nicht fassen, es zählt nach! Eine stolze Leistung, das muss man zugeben. Schließlich weiß jeder, wie schwierig es ist, überhaupt einer Fliege den Garaus zu machen. Und das Schneiderlein hat gleich sieben auf einmal erledigt. Versuchen Sie das mal nachzumachen! Die Leistung wollen wir durchaus anerkennen.

Neider sollen allerdings behauptet haben, bei der großen Menge an Fliegen, die sich an seinem Mus labten, dürfte es nicht schwierig gewesen sein, sieben auf einmal zu erwischen!

Aber was dann passiert, das können wir nicht mehr so ganz nachvollziehen. Denn das Schneiderlein bewertet seine Tat ganz anders, als wir es mit unserem „gesunden“ Menschenverstand tun würden. „Bist du so ein Kerl“, sprach es zu sich selber und wir können das Staunen und die Bewunderung da heraus hören. Das, was wir eher als Geschicklichkeit oder schnelles Reaktionsvermögen ansehen, deutet das Schneiderlein als Tapferkeit. Es fühlt sich als Held! Es spürt, wie es über sich hinausgewachsen ist. Auch wenn Sie meinen, das ist doch lächerlich! Das Schneiderlein fühlt sich als Held, daran lässt sich nichts drehen und wenden.

Und es ist so begeistert von sich und seiner Tat, von seiner Tapferkeit, dass es beschließt, die ganze Stadt soll es erfahren, nein, es geht noch weiter, die ganze Welt. Ein Held braucht Publikum, wie kommt er sonst zu Ruhm und Ehre? Leider gibt es keine Zeugen, da sich die erstaunliche Tat im



*Das tapfere Schneiderlein,
Temperamalerei von Hermann Wöhler, 1942*

Neider halten ihn jetzt gerne für einen Angeber, konnten aber nicht verhindern, dass dies zum geflügelten Wort wurde.

Was wäre ein Held ohne Abenteuer? Kaum zieht das Schneiderlein durch die Welt, stößt es auf sie. Als ein König ihm seine Tochter zur Frau und das halbe Königreich dazu verspricht, wenn es bestimmte Aufgaben löst, sagt es sofort zu. Denn ein halbes Königreich und eine Prinzessin stehen solch einem Kerl wie ihm natürlich zu. An Selbstbewusstsein mangelt es ihm nicht. Es ist ja längst ein Held – jedenfalls in seinen Augen. Nun hat es ein Ziel und das Märchen einen klassischen Helden, der vollbringt, was Normalsterbliche nicht vermögen. Und da seine erste „Heldentat“ ihn nicht zum Muskelprotz gemacht hat, geht es mit List und einer unbekümmerten Pffiffigkeit an die Herausforderungen. Das müssen auch seine Neider zugeben, es ist schon bemerkenswert, wie er die Riesen, wie Einhorn und Wildschwein austrickt. Bei aller Bewunderung, bei allem Respekt für den Helden, der König überlässt ihm nur ungern das Versprochene, aber ihm bleibt keine andere Wahl. Das tapfere Schneiderlein hat nicht zu hoch gepokert, es heiratet die Prinzessin und ist König über ein halbes Königreich. **Erinnern Sie sich, wie es angefangen hat, diese lächerliche Geschichte mit den erschlagenen Fliegen!**

Verborgenen abspielte. Aber das Schneiderlein weiß, was zu tun ist. Kommt das Publikum nicht zum Held, kommt der Held zum Publikum. Kein Herold wird ihm voranziehen, keine Zeitung über das sensationelle Ereignis berichten, es muss das selbst in die Hand nehmen. Vielleicht ist das der entscheidende Punkt, für uns.

Das Schneiderlein selbst misst dem keine große Bedeutung bei, es tut, was seiner Meinung nach jetzt getan werden muss. Es sorgt selbst für die Veröffentlichung seiner Tapferkeit, seines Heldentums. Und schon kurze Zeit später marschiert es hinaus in die Welt, mit einem Gürtel, auf dem seine Heldentat aufgestickt ist „Sieben auf einen Streich“.

Das tapfere Schneiderlein – der Titel legt es nahe, aber ist es wirklich ein Held? Weil es mit List die Ungetüme überwältigt hat? Ist es das, wofür wir es bewundern? Ist nicht die Grundlage für sein Heldentum seine unglaubliche Selbstüberschätzung, diese Anmaßung, sich als Held zu fühlen, nur weil es sieben Fliegen auf einmal erwischt hat? Dies gibt ihm soviel Mut und Selbstbewusstsein, dass es danach alle Abenteuer besteht und am Ende einen ungeheuren sozialen Aufstieg nimmt, mit der Königstochter eine gute Partie macht, was

Prestige und Vermögen angeht. Und hier freuen sich die Neider, denn es steht kein guter Stern über der Ehe: die Königstochter ist alles andere als glücklich, einen Schneider heiraten zu müssen!

Eine Müllerstochter auf dem Weg zur Emanzipation

Schauen wir, wie es in anderen Märchen um die Helden und Heldinnen steht. Zum Beispiel im „Rumpelstilzchen“. Da behauptet ein Müller dreist gegenüber dem König, dass seine schöne Tochter Stroh zu Gold verspinnen kann. Er bringt das Mädchen damit in eine auswegslose Lage, denn sie kann kein Stroh zu Gold verspinnen. Goldgierig wie er ist, greift der König sofort zu und bedroht das Mädchen mit dem Tod, falls es nicht



in einer Nacht eine Kammer voll Stroh zu Gold verspinnt. Das ist die Gelegenheit für Rumpelstilzchen. Es ist sofort zur Stelle und bereit dem Mädchen zu helfen, aber es verlangt dafür etwas. Nein, umsonst macht es das nicht, so wie die anderen Helfer in den Märchen, die selbstlos, ohne Erwartung an einen Lohn den Bedrängten beistehen. Zweimal kann die Müllerstochter mit Hilfe des Rumpelstilzchens ihren Kopf aus der Schlinge ziehen. Zweimal spinnt dieses für das Mädchen Stroh zu Gold, damit der König reich wird, zweimal kann das Mädchen Rumpelstilzchen entlohnen. Dann wendet sich das Blatt, bzw. spitzt sich noch einmal zu: Der König entwickelt eine neue Strategie: er droht der Müllerstochter nicht mehr nur mit dem Tod, sondern beschließt sie zu heiraten, wenn sie auch eine dritte, noch größere Menge Stroh in Gold verwandelt. Aber er will sie nicht heiraten, weil er sie liebt oder besonders schätzt und ehrt, nein, sondern weil er meint, keine reichere Frau finden zu können! Dafür nimmt er auch in Kauf, dass sie nicht „von Stand“ ist, eben nur eine Müllerstochter. Rumpelstilzchen bietet dem Mädchen wieder seine Hilfe an. Da es weiß, dass das Mädchen keine Schätze mehr hat, die sie ihm als Belohnung geben kann, nutzt es dessen Hilflosigkeit und Not aus und geht aufs Ganze: *»So versprich mir, wenn du Königin wirst, dein erstes Kind.«*

Erpressung? Was bleibt dem Mädchen anderes übrig, als zuzustimmen. Die Dinge nehmen ihren Lauf: Rumpelstilzchen spinnt zum dritten Mal Stroh zu Gold, der König heiratet die Müllerstochter oder andersherum ausgedrückt, das Mädchen wird von ihm zur Frau genommen und nach einem Jahr ist das Kind da. Pünktlich steht Rumpelstilzchen auf der Matte und verlangt, was ihm seiner Meinung nach zusteht. Jetzt hat das Mädchen, genauer die frisch gebackene Königin, die Nase voll. Es reicht ihr! Vater, König, Rumpelstilzchen – alle drei haben immer wieder etwas von ihr verlangt, haben über sie

bestimmt und verfügt, sie in Not und Bedrängnis gebracht – bis hin zu Todesdrohungen! Schluss damit! Jetzt nimmt sie ihr Leben selbst in die Hand und sorgt allein für sich und ihr Kind.

Man möchte meinen, dass sie nun als Mutter über sich hinaus gewachsen ist. Nicht mehr passiv erduldet sie ihr Schicksal, sie trifft Entscheidungen, handelt. Und hat damit Erfolg!

Am Ende ist es Rumpelstilzchen, das seine Maßlosigkeit mit dem Leben bezahlt, indem es sich selbst vor Wut entzwei- reißt – allerdings nicht in allen Fassungen des Märchens. Als die Gebrüder Grimm das Märchen 1812/15 zum ersten Mal niederschrieben, schlossen sie damit, das Rumpelstilzchen zornig weglief und nie mehr gesehen wurde.

Die junge Frau – eine Heldin? Auf alle Fälle möchten wir ihr auf die Schulter klopfen und sagen, gut so! Man darf sich nicht alles gefallen lassen, man muss sein Leben selbst gestalten, handeln, aktiv werden. Sie hat ihre Fremdbestimmung abgeschüttelt, sie bestimmt jetzt ihr Leben selbst. Haben vor dreißig Jahren Frauen, die sich für Emanzipation einsetzten, in der jungen Frau eine Heldin erkannt, eine die es geschafft hat? Inzwischen hat sich viel geändert. Heute wird Selbstbestimmung von allen Frauen erwartet – aber auch immer verwirklicht, gelebt? Von daher – vielleicht ist die junge Frau nicht mehr unbedingt eine Heldin, aber doch ein Vorbild. Heldendeutungen sind auch von ihrer Zeit abhängig. Nicht jede Epoche hat die gleichen Helden.

Bleibt zum Schluss noch eines: Wünschen wir der jungen Frau, dass sie gegenüber dem goldgierigen König, ihrem Gatten, auch soviel Mumm aufgebracht hat wie gegenüber Rumpelstilzchen, dass sie ihre Emanzipation fortgesetzt hat. Schließlich waren die Voraussetzungen für diese Ehe ja wohl nicht die besten.

Dornröschen – im Schlaf zum Glück

Dornröschen ist sicher eine liebenswerte Prinzessin. Das wollen wir gar nicht in Abrede stellen. Schließlich haben elf Feen ihr alles erdenklich Gute und Schöne gewünscht. Aber ist sie eine Heldin? Was hat sie denn gemacht? Geschlafen, ja, und dann kam der Prinz und alles war gut. Wer ist Held oder Heldin in diesem Märchen?

Gehen wir der Frage nach: Auf ihrem Wiegenfest kommt es zu einem Tumult. Die Ereignisse sollen ihr Schicksal prägen und dass alles nicht schlimmer ausgeht, sie ihr junges Leben nicht schon früh wieder verliert, hat sie ebenfalls einer Fee zu verdanken. Aber der Reihe nach: Ihre Eltern laden zu ihrer Geburt die Feen im Lande ein, aber nicht alle. Der König lädt nur zwölf ein, weil er nicht mehr goldene Teller hat. Also muss die Dreizehnte zu Hause bleiben. Jeder weiß, dass ist ausgesprochen ungeschickt, so kann man nicht mit gesellschaftlichen Verpflichtungen umgehen. Und man fragt sich im Stillen, hätte er nicht eine andere Lösung finden können? Hatte er



*Die böse Fee spricht ihren Fluch,
Märchenillustration, um 1910*

als König wirklich keine Möglichkeit, einen dreizehnten Teller zu beschaffen? War er geizig? Hatte sein Finanzminister eine Haushaltssperre verhängt?

Müßig darüber nachzudenken, feststeht: ein dreizehnter goldener Teller ist nicht besorgt worden und damit kommt die Geschichte ins Rollen, zunächst sehr dramatisch. Wie zu erwarten, die dreizehnte Fee ist zornig, sehr, sehr zornig! Voller Rachedurst platzt sie mitten in die Festlichkeiten und stößt einen Fluch aus: *»Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen.«* Wut soll man rauslassen, nicht in sich hineinfressen, sagt die moderne Psychologie. Aber handelt es sich hier nicht um eine Überreaktion? Bei der Frage „wer ist Heldin“ scheidet die 13. Fee damit aus. Und nun geschieht folgendes: Geistesgegenwärtig springt die zwölfte Fee vor, den Wunsch den sie schon auf den Lippen hat – vielleicht tagelang vor dem Spiegel einstudiert –, schluckt sie runter, blitzschnell hat sie einen neuen formuliert: *»Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.«* Super Reaktion!

Sie hat alles getan, was sie tun konnte. Eine Heldin? Ist sie über sich hinausgewachsen? Hat sie eine außergewöhnliche Tat vollbracht? Zweifel kommen auf. Kann solch ein Verhalten nicht von einer Fee erwartet werden? Nichts Besonderes für eine Fee? Hätten nicht die anderen elf anwesenden Feen genauso reagiert? Aber sie hatten schon alle einen Wunsch geäußert und mehr als einer ist gegen die Regel. Andererseits, wenn eine Fee sich dermaßen vergessen kann, weil sie nicht eingeladen wurde und als Reaktion ein unschuldiges Kind mit einem tödlichen Fluch belegen will, dann müsste am anderen Ende der Skala auch die Reaktion einer Fee, die alles in ihrer Macht stehende tut, um das Urteil abzumildern, entsprechend gewürdigt werden. Aber deswegen gleich eine Heldin? Oder hat sie vielleicht besonderen Mut bewiesen? Wir wissen nicht,

inwieweit ihr Eingreifen für sie Konsequenzen hatte, ob es anschließend zu einem folgenschweren Konflikt zwischen den beiden Feen gekommen ist. Hat die zwölfte Fee möglicherweise etwas riskiert, über das das Märchen schweigt?

Vieles, was einen Helden, eine Heldin auszeichnet, trifft auf die zwölfte Fee nicht zu. Ihr stellt sich keine Aufgabe, andererseits, sie hat sich – ohne lange überlegen zu können, selbst ihre Aufgabe gestellt. Sie hatte keine Abenteuer zu bestehen, hat ihre Heimat nicht verlassen und ist nicht auf eine wie auch geartete Wanderschaft gegangen. Sie hatte kein Ziel, was sie erreichen wollte. Wohl aber – und das müssen wir ihr zugute halten, hat sie eine gewisse Erlösungstat begangen, wie viele andere Märchenhelden und -heldinnen. Sie hat das unschuldige Mädchen von einem frühzeitigen Tod erlöst. Das ist übertrieben, mögen Sie einwenden, es war kein Erlösen im eigentlichen Sinn, eher ein Bewahren. Bei allem Zweifel, die zwölfte Fee ist ganz nahe dran, zur Heldin des Märchens erklärt zu werden.

Aber wir überlegen weiter: Könnte das Mädchen auch in Frage kommen? Was macht sie?

Sie wächst heran wie alle Prinzessinnen, nichts Besonderes passiert. Dann kommt ihr fünfzehnter Geburtstag, der Schicksalstag: Ihre Eltern sind nicht da. Das wundert uns nicht, sie haben sich ja schon zu ihrem Wiegenfest etwas seltsam verhalten. Der König hat zwar alle Spindeln im ganzen Reich verbrennen lassen, um seine Tochter zu schützen, aber damit war der Fall für ihn auch erledigt.

Von der Wirkmächtigkeit fee'ischer Sprüche schien er nichts gewusst oder verstanden zu haben. Oder haben die Eltern den Tag herbei gesehnt und sich auf einen hundertjährigen Schlaf gefreut? Ein durchaus verständlicher Wunsch.



Neugierige Prinzessin an ihrem 15. Geburtstag, Dornröschen und die Spindel, Märchenillustration, 1867

sie nur die Ohren gespitzt, wenn von Dornröschens Schönheit und Tugendhaftigkeit erzählt wurde, aber nicht von dem hundertjährigen Schlaf? Wie die Jugend so ist, es gibt immer einige, die meinen, sie müssten mit dem Kopf durch die Wand. Trotz allem, sie waren auf ein Abenteuer aus, zeigten Mut, hatten ein Ziel vor Augen und waren bereit, dafür alles zu riskieren. Helden, aber leider ohne Erfolg? Gibt es ja auch.

Jetzt fehlt uns nur noch der Prinz, der aus einem anderen Land zureist und von einem Alten die ganze Geschichte erfährt. Der Prinz verhält sich nicht anders als die anderen Jünglinge. Er lässt sich nicht abhalten, zum Schloss zu eilen und sein Glück zu versuchen. Nein, er wusste nicht, dass just im Moment seiner Ankunft die hundert Jahre verflossen waren. Anscheinend hat niemand die Jahre mitgezählt, denn sonst hätte der Alte ihm nicht abratet, sondern geradezu auffordern müssen: Geh zum Schloss, die hundert Jahre sind vergangen, du kannst Dornröschen für dich gewinnen!

Das war aber nicht so. Manche vermuten, der Alte wollte nicht, dass der Prinz aus einem anderen Land „ihr“ Dornröschen bekam.

Für den Prinzen geht dann alles wie von selbst: die Dornenhecke lässt ihn durch, er findet Dornröschen, küsst sie wach, sie blickt ihn freundlich an, sozusagen Liebe auf den ersten Blick und einer Hochzeit steht nichts mehr im Wege.

Können wir den Prinzen in die Reihe der Jünglinge einordnen, die vor ihm zum Schloss aufbrachen? Müssen wir nicht außer acht lassen, dass er zufällig, im rechten Moment an der richtigen Stelle war? Das ist weder sein Verdienst noch etwas, was man ihm anlasten kann. Wir können sein Handeln bei der Suche nach Held oder Heldin nur bis zu dem Augenblick einbeziehen, als er zur sich verwandelnden Dornenhecke kommt. Danach ist ihm das Glück einfach in den Schoß

Dornröschen ist also allein und schlendert neugierig im Schloss herum, bis sie in die Turmkammer kommt und sich alles wie vorhergesagt abspielt. Sie sticht sich an der Spindel und fällt in den hundertjährigen Schlaf. Nein, wir können in ihrem Handeln nichts entdecken, was auf eine Heldin hinweist. Aber bevor wir zu einer endgültigen Entscheidung kommen, müssen wir uns den Jünglingen im Land zu wenden. Diese lassen sich nicht abschrecken von der Dornenhecke, die um das Schloss wächst, sondern versuchen sie zu überwinden, um Dornröschen für sich zu gewinnen. Ihr Tod in der Hecke ist ein jämmerlicher. Haben sie denn nicht richtig hingehört? Haben

gefallen. Und Dornröschen? Sie wacht auf, der Prinz ist da, sie heiratet ihn. Auch die letzten Zeilen des Märchens geben nichts mehr her, was uns umstimmen und Dornröschen zur Heldin machen könnte.

Wieso eigentlich Held oder Heldin?

Wir haben so unsere Vorstellung von Helden und Heldinnen – sie sollen jung, schön, edel und tugendhaft sein, mutig und tapfer, ohne Furcht usw. usw. – mit einem Wort, sie sollen all das verkörpern, womit der Normalsterbliche so seine liebe Last hat. Sie sollen über sich hinauswachsen, etwas tun, was sonst keiner schafft, retten und erlösen – Heldentaten eben.



Aber diese wenigen Beispiele haben ja schon gezeigt, ganz so einfach ist es nicht. Uns kommen immer wieder Zweifel, wer wirklich Held oder Heldin ist. Dornröschen zum Beispiel ist eine der beliebtesten Märchenheldinnen – immer schon und immer noch. Bei uns konnte sie sich für diesen Titel nicht qualifizieren.

Wir sind natürlich nicht die ersten, die sich den Kopf darüber zerbrechen. Immer wieder haben sich Gelehrte damit beschäftigt, märchenhaftes Heldentum zu definieren. Gibt es zwischen den Helden und Heldinnen Gemeinsamkeiten, die uns die Suche erleichtern? Lassen sich für die Protagonisten bestimmte Merkmale finden, die sie als Held oder Heldin auszeichnen?

Lassen Sie uns zunächst das Äußere der Märchenfiguren in den Blick nehmen. Wie werden sie beschrieben? Nehmen Sie sich ein Märchen nach dem anderen vor. Sie werden nicht viel finden – so viel sei hier schon verraten.

Die Märchen in unserem Kulturraum halten sich nicht mit langen Beschreibungen auf, ganz anders als die orientalischen, die geradezu in epischer Breite ihre Figuren schildern. Statt einer individuellen Schönheits- oder Kleiderbeschreibung stoßen wir nur auf unbestimmte Schönheitsideale. Die jungen Frauen und Mädchen – wenn sie in die nähere Auswahl als Heldin kommen – sind schön, manchmal wunderschön und manchmal über alle Maßen schön. Und wen wundert es, mit Gold lässt sich Attraktivität am Besten beschreiben und so spricht der Märchenerzähler den jungen Damen gerne goldene Haare zu – nicht immer, wie Sie wissen und jetzt sicher an das schwarzhäufige Schneewittchen denken. Schönheit im Märchen meint nicht nur das Äußere, sondern schließt tugendhaftes und edles Wesen mit ein, aber auch erotische Ausstrahlung.

*Auf der Suche nach einer 115-Jährigen,
der Prinz kommt pünktlich,
Scherenschnitt von Marie Frey-Richter, 1980er Jahre*

Von dem „gülden“ Haar ist es nicht weit zu den entsprechenden Gewändern – natürlich erst in dem Moment, in dem es angebracht ist. Da ist von prächtigen Goldkleidern, von köstlichen oder stolzen Kleidern die Rede, auch hier bleiben die Schilderungen ganz allgemein und unserer Phantasie überlassen. Meistens gibt es diese prachtvollen Kleider als Belohnung – wenn alles überstanden ist; manchmal sind sie aber auch schon für den Verlauf der Geschichte wichtig und kommen dann als Geschenke magischer Wesen oder Verstorbener – jedenfalls immer aus jenseitigen Welten, nicht aus unserer rauen Wirklichkeit.



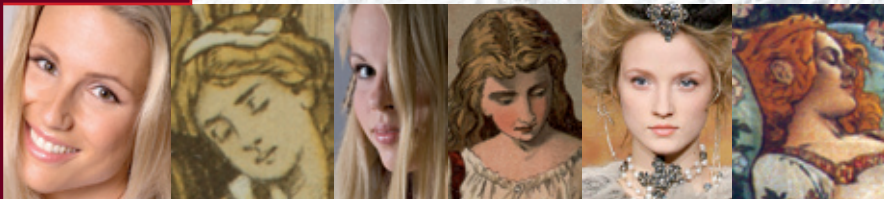
Märchenhafte Kleider und Flachsblond auf dem Rocken

chen, die spinnen, nähen, Äpfel pflücken, Tiere hüten, Linsen aus der Asche lesen ... kommen in Betracht. Da kommen uns doch leise Zweifel. Was ist z.B. mit der faulen Spinnerin im gleichnamigen Märchen? Ist sie nicht eine Heldin, so wie sie ihren Mann austrickst, um vor seinen Ansprüchen Ruhe zu haben? Sie würde ja wohl spinnen und haspeln, wenn es für ihren eigenen Bedarf wäre. Aber all die Arbeit, damit sich sein Geldbeutel füllt? Vielleicht haben unsere Großmütter und Großväter das noch ganz anders gesehen. Aber die Kriterien, die einen Held zum Held machen, haben sich über die Zeit geändert.

Nun sind die männlichen Anwärter auf den Heldentitel an der Reihe. Auch die Schilderungen dieser Kandidaten bleiben allgemein. Sie sind ebenso wenig Individualisten und ihre Kleidung – wenn sie überhaupt erwähnt wird – hat keine reale Funktion. Sie kommt ins Spiel, wenn sie für die Handlung wichtig ist, z.B. als Erkennungszeichen, als Symbol oder um ihren Träger zu charakterisieren, einen Zustand oder bestimmte Eigenschaften auszudrücken.

Wie steht es mit den Gegenspielerinnen, all den bösen Stiefschwestern und -müttern? (Hier haben wir es mit den Anti-Helden zu tun, manche Zeiten bevorzugen sie sogar.) Sie bedienen sich – verständlicherweise – gerne auch mal der schönen Kleider, müssen sie am Ende aber wieder abgeben (falls sich nicht durch den Tod, meist gewaltsam, das Tragen schöner Kleider eh erübrigt hat). Prachtvolle Gewänder passen nicht zu ihnen, schließlich sind diese Mädchen und Damen alles andere als schön, jedenfalls nicht im umfassenden Sinn. Ihnen fehlen das Edle und Tugendhafte, schlicht gesagt die inneren Werte. Faul sind sie meist obendrein. Wer Märchenheldin werden möchte, sollte aber nicht faul sein. Nur fleißige junge Mäd-

Im Gegensatz zu den weiblichen Bewerbern dürfen die Jungen dumm, faul und untüchtig sein. Dürfen – müssen nicht, unser tapferes Schneiderlein war fleißig und dabei „guter Dinge“. Es hätte auch in der Welt des Alltags bestanden, da brauchen wir uns keine Gedanken zu machen. Auch die armen, dummen, verlachten „Trottel“ wecken unsere Sympathie. Sie müssen nicht im Alltäglichen „ihren Mann stehen“, etwas ganz Profanes leisten, auf sie wartet nämlich eine ganz besondere Aufgabe. Die Nicht-Ausgewählten, in vielen Märchen z.B. die älteren Brüder, die ihren dummen Jüngsten verachten, stehen mit beiden Beinen im realen Leben. Sie sind tüchtig und erfüllen die ganz alltäglichen Aufgaben und damit taugen sie nicht zum Helden. Nur im Schwankmärchen,



Märchenhafte Schönheit(en)

das viel stärker menschliche Unzulänglichkeiten wie auch Verhaltensweisen zum Vorschein bringt, darf über Dummheit gelacht werden. Das verknüpft sich doch keiner, wenn er „Des Kaisers neue Kleider“ liest – trotz des unguuten Gefühls, ob man nicht selber ...!

Die Beschreibungen der Märchenfiguren – ob gut oder böse, Held oder Kein-Held, helfen uns einen raschen Zugang zu ihnen zu finden. Alles Überflüssige scheint weggelassen zu sein und so erscheinen uns die Figuren ohne eine rechte Körperlichkeit und individuelle Innenwelt.

Das macht es natürlich leichter, sich mit ihnen zu identifizieren und zwar über einen langen Zeitraum hinweg. Märchen sind zeitlos. Jede angebotene Schablone kann mit eigenen Vorstellung besetzt und der Phantasie freien Lauf gelassen werden – wenn uns die zahllosen Illustrationen, Bühnen- und Film Darstellungen das nicht längst ab- und weggenommen hätten.

Märchenhafter Mut und große Tapferkeit?

Das tapfere Schneiderlein und das Einhorn, Illustration von Otto Ubbelohde, um 1910



So weit zum äußeren Auftritt der für den Heldentitel Infragekommenden. Was machen sie denn nun?

Da gibt es die einen, und ihre Zahl ist groß, die ihre Heimat verlassen und in die Welt ziehen. Auf ihrer Wanderschaft bestehen sie alle Abenteuer, lösen alle Aufgaben und werden am Ende reich belohnt – mit halben und ganzen Königreichen, Prinzessinnen und Prinzen, Gold, Edelsteinen ... und Glück (hoffen wir, das es hält – Märchen sind halt Wunschkinder!).

Alle seine Kräfte stellt der Wanderer in den Dienst dieser außergewöhnlichen Abenteuer und Aufgaben, denen nur er gewachsen ist. Er konzentriert sich auf sie und lässt sich nicht abhalten. Und wenn doch, wenn er sich doch zerstreut zeigt oder an unpassender Stelle Entscheidendes verschläft? Dann ist das letztlich nur ein weiterer Beweis für seine Ausdauer, Ernsthaftigkeit und seinen Willen. Denn kaum hat er seinen Fehler, sein Versagen erkannt, macht er sich wieder ans Werk,



*Märchenfiguren nach Hauff,
Stahlstich, 1871*

er will unter allen Umständen die herausfordernden Taten vollbringen. Ist es eine Schwäche oder eine positive Eigenschaft?

Märchenhelden sind neugierig! Wenn auch in der Regel gehorsam, sobald es um verschlossene, verbotene Kammern geht, hält sie nichts mehr auf. Das war ja bei Dornröschen auch der Fall. Und was wäre aus dem Kleinen Muck geworden, wenn er nicht neugierig und ungehorsam gewesen wäre? Welch ein trauriges Schicksal hätte ihn erwartet. Neugierde gepaart mit Unfolgsamkeit bringt den Verlauf der Geschichte erst richtig in Schwung.

Nicht alle schaffen es mit List und Tücke ihre Aufgaben zu lösen so wie unser tapferes Schneiderlein, manche haben magische Fähigkeiten, anderen kommen Tiere oder Wesen aus der Welt der Feen, Zwerge und Elfen zu Hilfe. So wie die einen freiwillig in die Welt ziehen und andere gezwungenermaßen, so variieren auch ihre Aufgaben und Prüfungen: Sie vertreiben Riesen und wilde Tiere, retten Königreiche, legen sich mit Ungeheuern und dem Teufel an und nicht selten machen sie sich auf die Suche nach verlorenen Geschwistern, Liebsten oder Ehepartnern, Erlösung Verzauberter inbegriffen. Als aktiv Handelnde gehen sie ans Werk.

Aber sie sind nicht nur stark im Zupacken, nein, unsere Helden können auch verzichten, leiden, erdulden, sich quälen und peinigen lassen. Man möchte sie im Unterschied zu den Kämpfernaturen als passive Helden bezeichnen. Da gibt es gleichermaßen Jungen wie Mädchen, wobei erstere eher körperliche, letztere vor allem seelische Qualen auszuhalten haben. Schauen wir uns die kleine Königstochter in den „Sechs Schwänen“ an: Um ihre verzauberten Brüder zu erlösen, muss sie sich sechs Jahre lang ganz auf die Anfertigung der Hemdchen konzentrieren und darf dabei nicht sprechen und lachen. Allein das erfordert schon unglaublich viel Geduld und Disziplin, aber so richtig schlimm wird es ja erst, als sie übelste Verleumdungen und Verbrechen ihrer Schwiegermutter ertragen muss. Und selbst auf dem Scheiterhaufen gibt sie noch nicht auf. Hier gibt es keine Zweifel, sie hat sich den Heldentitel verdient!

Denn so wie sie, sind längst nicht alle, die eine Erlösungsaufgabe vor sich haben! Im „Dank des Kranichs“ verpatzt der junge Mann die Erlösung der verzauberten Kranichfrau. Ungeheuerlich, man kann es eigentlich gar nicht fassen: Nicht mal drei Nächte kann er seine Ungeduld unter Kontrolle bringen. Und das ist alles, was von ihm verlangt wird! Nichts im Vergleich mit der kleinen Königstochter! Nun, nicht jeder ist zum Helden geboren, auch im Märchen nicht.



Christiane Syré

Märchenstunde, Illustration, um 1870



DER TRAUM VOM GLÜCKLICHEN ARBEITEN – TEXTILARBEIT IM MÄRCHEN

Um 1500 lebten in Europa rund 80 Millionen Menschen, 100 Jahre später waren es über 100 Millionen. Für Deutschland – damals in anderen Grenzen als heute – lauten die Zahlen 12 Millionen bzw. 15 Millionen. Um 1810, am Beginn der Industrialisierung, hatte Europa eine Bevölkerung von 190 Millionen Menschen. Sie alle wollten sich kleiden und wärmen, brauchten eine Bettdecke und hatten je nach sozialem und finanziellem Status den Wunsch nach Schönheit und Repräsentation durch Textilien. Die Nachfrage nach diesen ist damit aber nicht annähernd umrissen. Die Segelschiffe der Handels- und Kriegsflotten fuhren unter Zigtausenden Quadratmetern Segeltuch, bei Heerlagern und Festen wurden ganze Zeltstädte aufgebaut. Der Handel schließlich benötigte Unmengen Sack- und Packleinen beim Transport der Waren.

Seit der industriellen Revolution wird das Bedürfnis der Gesellschaft nach Textilien von Fabriken mit einer immer leistungsfähigeren Maschinerie befriedigt. Wie aber entstanden die unglaublich großen Mengen an Stoffen unterschiedlicher Art und Qualität in einer Zeit, in der es nur Handarbeit gab? Die Antwort ist einfach und ernüchternd: Nahezu die gesamte Bevölkerung vom Kind bis zum Greis war an ihrer Herstellung

beteiligt. Das gilt vor allem für die Landbewohner, die sich im Winter und in Zeiten, da die Feldarbeit ruhte, der Textilarbeit widmeten. Hier konzentrierte sich die gesamte Herstellungskette vom Rohstoff bis zum fertigen Gewebe, ja Kleidungsstück, im Haus.



*Der Teufel holt sich das ihm versprochene Kind
Detail aus einem Holzschnitt von Albrecht Dürer, 1493*

In den Städten war die Situation komplizierter; hier wurde in erheblichem Maße arbeitsteilig produziert, dazu professionell. Spezialisierte Handwerkszünfte sorgten durch Reglement und Ausbildung für die Herstellung der Ware in vorgeschriebener Art und Qualität.

Unabhängig davon war hier wie auf dem Land eine bestimmte Gruppe der Bevölkerung ganz besonders in die Textilproduktion eingebunden: die Frauen. Sie leisteten die vorbereitenden und zuarbeitenden Arbeiten. Außerhalb des städtischen Zunftsystems bewerkstelligten sie vielfach die Produktion selbst, und auch die Konfektion war ihr Feld.

Frauen fertigten die für alle Textilien notwendigen Garne, von feinsten bis zu groben Qualitäten. Sie, oder die Kinder, maßten die Länge des Garns und brachten es auf Spulen, so dass die Weber es einsetzen konnten. Der wenn auch geringe Lohn für diese Arbeit war eine wichtige und zugleich kontinuierlich fließende Einnahmequelle.



Feines Leinen, Anfang 20. Jahrhundert

Je nach Qualität und vor allem Feinheit des Gewebes benötigte ein Handweber das Gespinnst von drei bis sieben Spinnerinnen. Da diese vielfach nur im „Nebenerwerb“, am Abend, in Zeiten, da Haus und Garten nicht riefen, das Spinngerät hervorholten, war die Zahl der Frauen, die einen Weber mit Garn versorgten, noch um ein Vielfaches größer. Dabei war die Herstellung der Textilien, vom Garn bis zum fertigen Stoff oder

Gewand, äußerst mühsam, was nicht zuletzt an den einfachen, technisch durchaus nicht hoch entwickelten Geräten lag, die für die Produktion zur Verfügung standen. Kein Wunder, dass die Frauen nach Wegen suchten, sich vor der nie enden wollenden Arbeit zu drücken oder dass sie davon träumten, der Fron mit Hilfe übernatürlicher Kräfte zu entkommen.

Für die Garnherstellung als der unentbehrlichen Grundlage fast allen textilen Schaffens wurde seit der Jungsteinzeit die Handspindel benutzt. Sie besteht aus einem Stab oder Schaft und dem Wirtel aus Naturstein oder Keramik, der – mit einem Loch versehen – als Schwungscheibe auf das untere Ende des Stabes gesteckt wird. Zum Spinnen wird das Fasermaterial – Wolle oder Flachs – am oberen Ende des Stabes befestigt, dann der Stab samt Wirtel in eine drehende Bewegung versetzt, wodurch die Fasern zusammengedreht werden. Durch fortlaufendes Zuführen und Auseinanderziehen neuer Fasern entsteht ein immer längerer Faden, der auf den Spindelstab aufgewickelt werden muss, sobald er den Boden erreicht hat. Danach kann der Spinnprozess fortgesetzt werden. An dem am unteren Ende zugespitzten Stab, der Spindel, dürfte sich Dornröschen gestochen haben. Aber auch das technisch fortschrittlichere und leistungsfähigere Spinnrad bietet Verletzungsgefahren.



Es kam Ende des 12. Jahrhunderts aus dem Orient nach Europa. Im 13. Jahrhundert ist es in Mitteleuropa nachweisbar, zunächst als handgetriebenes Spindelspinnrad. Bei ihm ist auf einem

Brett neben der jetzt waagerechten Spindel ein Schwungrad befestigt. Beide sind durch einen Antriebsriemen verbunden, so dass sich die Spindel dank einer hohen Übersetzung sehr viel schneller dreht. Der entstandene Faden wird immer noch, wie bei der Handspindel, von Hand aufgewickelt. Das änderte sich erst mit der Erfindung des Flügelspinnrades, das über einen Fußtritt mittels Antriebsstange und Kurbelwelle betrieben wird. Die Spindel ist jetzt mit einem u-förmigen Flügel verbunden, der die Fasern miteinander verdreht und gleichzeitig auf eine Spule, die sich auf der Spindel dreht, aufwickelt. Jetzt konnte schneller und kontinuierlich gesponnen werden, was die Produktivität erheblich steigerte. Die technische Neuerung entsprach dem zunehmenden Bedarf an Textilien: Vor allem im städtischen Milieu stiegen seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die Ansprüche erheblich.

In den Märchen wird mehr von Spindeln als von Spinnrädern berichtet. Das mag an einer altertümelnden Vorliebe der Erzähler liegen, aber auch daran, dass in manchen dieser Geschichten Spuren mythischen Denkens der Vorzeit enthalten sind. Immerhin wird auch heute noch in entlegenen Gebieten, z. B. dem marokkanischen Atlas, mit der Handspindel gesponnen.

Wurde das Garn nicht für den Eigenbedarf, sondern für den Verkauf gesponnen oder bestand sonst die Notwendigkeit, Klarheit über die Menge des Garns zu erhalten, musste es anschließend gehaspelt werden. Auf dem Haspel oder der Weife, einer hölzernen vier- oder sechsarmigen drehbaren Krone, wurde das Garn aufgewickelt. Aus dem Umfang und der Anzahl der Umdrehungen ergab sich die Länge des gesponnenen Garns, das dann als Strang oder zu einer Docke gebunden auf den Markt gebracht werden konnte. Die Wichtigkeit dieses Arbeitsgangs erklärt, warum im Märchen „Die faule Spinnerin“ der Mann sofort einsieht, dass das Spinnen ohne die Möglichkeit des Haspelns nutzlos ist und in den Wald geht, um Holz für einen Haspel zu

Flügelspinnrad aus der Sammlung des LWL-Industriemuseums

schlagen. Seiner Frau bietet dies die Gelegenheit, ihn unerkannt zu erschrecken, so dass sie am Ende vom mühseligen Spinnen befreit ist.

Dieses Märchen zeigt noch einen weiteren Arbeitsschritt: Wollte man den Wert des Garns steigern, musste es gebleicht werden. Im großen Stil machten dies professionelle Garnbleicher, wie es im Privileg der Garnnahrung für Barmen und Elberfeld von 1527 festgelegt wurde. Ein erster Schritt zur gebleichten Ware war das Abkochen in Pottasche (aus Holzasche gewonnenes Kaliumcarbonat), um die Faser vom Pflanzenleim zu befreien. Erst danach folgte das Auslegen auf der Rasenbleiche. Der Ehemann scheint in dem genannten Märchen keine Ahnung von den Vorgängen zu haben. Nur so ist erklärlich, dass er auf den Betrug hereinfällt und das Werg im Topf für das Ergebnis seiner Saumseligkeit hält.

Ist das Garn fertig, kann es zu einer „textilen Fläche“, also zu einem Stoff, verarbeitet werden. Seit Alters gibt es dazu mehrere Methoden: die Herstellung einer Maschenware und eines Gewebes. Im Märchen „Die wilden Schwäne“ von Hans Christian Andersen muss Elisa, um ihre Brüder zu erlösen, aus Brennesselfasern elf Panzerhemden mit langen Ärmeln „flechten und binden“ (nach der von Hans Christian Andersen besorgten dt. Originalausgabe, Leipzig o. J.). In einer anderen Ausgabe heißt es, sie solle die Hemden „stricken“. Da dazu Nadeln nötig sind, die Elisa in ihrer Höhle kaum zur Verfügung stehen, ist anzunehmen, dass die Hemden aus einem dicht geknüpften netzartigen Stoff bestehen sollen.

Beide Techniken, das Netzknüpfen oder –flechten und das Stricken sind schon seit der Steinzeit bekannt.

Um die Arbeit extrem zu erschweren, sollen die Hemden aus Brennesselgarn gefertigt werden. Diese Faser hat nie die Bedeutung von Wolle, Flachs oder auch Hanf, auf die hier nicht näher eingegangen werden muss, erlangt. Man erinnert sich ihrer eigentlich nur in Kriegs- und Notzeiten. Im Zeichen modernen ökologischen Den-

kens könnte sie eine Renaissance erleben, zumal Kleidung aus ihr sich „angenehm, leicht und weich wie Seide“ trägt (Barbara Schuhrk, Faser- und Färbepflanze Brennessel: http://botanik.suite101.de/article.fm/faser_faerberpflanze_brennessel)

Die in alter Zeit quantitativ bedeutendste Form der textilen Flächenbildung war das Weben, das Verkreuzen der beiden Fadensysteme Kette und Schuss. Die Weberei gehört zu den ältesten Handwerken der Menschheit überhaupt. Dabei arbeitete man über Jahrtausende am Hochwebstuhl (Gewichtwebstuhl) mit vertikaler Kette. Erst im Hochmittelalter wurde der Flachwebstuhl mit horizontaler Kette erfunden. Bei ihm können auf dem Kettbaum viele Meter Garn aufgewickelt werden. Die Fachbildung, also die Teilung der Fäden in Ober- und Unterkette über Schäfte und Tritte ist wesentlich einfacher, das Hin- und Herwerfen des Webschiffchens schneller als der Schusseintrag beim Hochwebstuhl.

Und noch eine Neuerung gibt es hier: Die hin- und herschwingende Lade mit dem Webeblatt oder Riet (so genannt, weil die Stäbe aus Schilfrohr gefertigt wurden), mit der jeder Schussfaden fest oder auch sehr fest an das schon fertige Gewebe angeschlagen wird.

Verwebt wurden die unterschiedlichsten Garne aus natürlichem Fasermaterial: Wolle, Flachs, Seide, Hanf oder auch die schon erwähnte Brennessel. Grobe und feine Gewebe waren möglich und auch schon, mittels des Zug- oder Zampelwebstuhls, komplizierte Muster.

Reichtum erlangten die Weber bei ihrer Arbeit kaum. Der wurde erst im Handel erwirtschaftet. Wenn sie eine „auskömmliche Nahrung“ hatten, durften sie schon zufrieden sein. Tuchweber, sie verarbeiteten Wolle, waren in der Regel wohlhabender als Leinenweber. Bei denen gab es Konkurrenz, denn neben



Haspel aus der Sammlung des LWL-Industriemuseums

Weberschiffchen für einen Handwebstuhl



den Handwerkern der städtischen Zünfte gab es in vielen Regionen eine umfangreiche ländliche Produktion. Hinzu kam seit dem 13. Jahrhundert in Süddeutschland, später auch im Norden, die Herstellung von Barchent oder Baumseide als ein Mischgewebe aus Leinen (Kette) und Baumwolle (Schuss), das einen höheren Tragekomfort bot.

So konnte Armut ein häufiger, manchmal schwer zu vertreibender Gast werden. Ein magisches Zauberschiffchen hätte dann aus dem Dilemma geholfen. Wenn der Teufel Befreiung vom kargen Leben versprach, wer hätte da nicht zugelangt?

Faszinierend ist nun, wie der Grefrather Leinenweber im Märchen „Wie ein Leineweber reich wurde“ aus der Kenntnis seines Webgerätes heraus seinen vermeintlichen Wohltäter hereinlegt, indem er den Teufeln mit Hilfe der fest angeschlagenen Weblade die Zähne zerbricht.

Mit dem Herstellen von „textilen Flächen“, Geweben oder Maschenware, war die textile Arbeit noch lange nicht beendet. Eigentlich folgt jetzt, in vorindustrieller Zeit ebenso wie im Maschinenzeitalter, ein langwieriger und komplizierter Ausrüstungsprozess: Bleichen, Färben, Bedrucken, aber auch Walken, Rauhen und Scheren und danach die Veredlung, z. B. schmückende Stickerei. Darüber berichten die Märchen wenig, vielleicht, weil diese Arbeiten in sehr spezialisierten Werkstätten geleistet wurden und deshalb nicht so leicht ins allgemeine Erzählgut einfließen konnten.

Anders ist es mit dem letzten Schritt, der Konfektion, dem Zusammennähen der Stoffe zu Kleidung und brauchbaren Textilien. Neben der Elle zum Messen (und notfalls auch zum Hauen) waren dazu zwei bescheidene Geräte nötig: Nadel und Schere. Fischgräten und spitze Knochen waren die ersten Geräte, mit denen man zwei textile Flächengebilde mittels eines Fadens zusammennähen konnte. Das Alter der ältesten Funde liegt bei 25 000 Jahren. Nadeln aus Metall wurden erst seit dem 11. Jahrhundert entwickelt. Sie wurden von Schmieden in Handarbeit hergestellt und glitten bei weitem nicht so

leicht durch den Stoff wie moderne Stahlnadeln. Mit ihnen ein Gewand zu fertigen war eine Herausforderung, die Geschicklichkeit, Geduld und Ausdauer forderte, und es dauerte, bis man den dringend benötigten Lohn ausgehändigt bekam. Welches Mädchen hätte sich da nicht eine Zaubernadel, wie in „Spindel, Weberschiffchen und Nadel“ gewünscht.

Gegen Verletzungen half vielleicht schon seit der Zeit um Christi Geburt ein Fingerhut. Aber erst die Kölner Gelbgießer des 15. Jahrhunderts entwickelten einen wirklich brauchbaren Schutz für die Finger.

Jünger als die Nadel ist die Schere, zunächst als Bügelschere und erst seit der Römerzeit als Gelenkschere, wie sie uns heute vertraut ist, bekannt.

Je aufwendiger die Kleidung wurde und je mehr sie modischem Geschmack unterworfen war, umso wichtiger wurde eine gut handhabbare und präzise schneidende Schere. Welch Glück für den „Kleinen Schneider“, dass er ein solches Gerät und dazu einen brauchbaren Fingerhut von der alten Frau geschenkt bekam. Denn guter Zuschnitt war das Geheimnis des erfolgreichen Couturiers auch schon im Mittelalter.

Was in den Märchen nur mit Hilfe überirdischer Kräfte und Wesen erreicht werden konnte, machte die Industrialisierung möglich: endlose Garne in jeder Stärke und Qualität, wunderbare Gewebe in unglaublicher Vielfalt und schließlich ein Überfluss an Kleidung, wie ihn die Jahrhunderte vorher nicht kannten. An die Stelle der magischen Wesen und Zaubergegenstände traten Arbeiter, Ingenieure und Unternehmer. Die soziale Lage vieler Menschen hat sich trotz dieses Fortschritts nicht unbedingt gebessert. Sie träumen auf einer anderen Ebene auch heute noch von besseren Arbeitsbedingungen und einer besseren Zukunft.

Arnold Lassotta

EINMAL IM LEBEN KÖNIG BZW. KÖNIGIN SEIN

Ein Kostümprojekt des Märchenmuseums Bad Oeynhausen

Was bleibt von Märchen in Erinnerung? Meist nicht die Geschichten selber, aber immer der gute Ausgang, die Gewissheit, dass der Märchenheld am Ende die Prinzessin und das halbe Reich bekommt und nach dem Tod des alten Königs regieren darf. Oder, dass das arme, benachteiligte Mädchen von einem Prinzen entdeckt, ins Schloss gebracht und geheiratet wird, schöne Kleider bekommt, nie mehr zu arbeiten braucht und reich für sein Lebtag ist.

Was sich zuvor abgespielt hat, welche schweren Prüfungen die Protagonisten überstehen mussten oder wie lang der Weg bis zur Traumhochzeit bzw. dem glücklichen Ausgang war, wird meist vergessen. In diesem Zusammenhang spielt es auch keine Rolle, dass nicht alle Märchen glücklich enden wie auch nicht alle mit einer Hochzeit bei Hofe schließen.

Fragt man Erwachsene nach ihren Erinnerungen, was sie am meisten bei den Märchen ihrer Kindheit beschäftigt hat, bekommt man häufig zur Antwort, dass sie von den schönen Kleidern geträumt haben oder sich ausmalten, was bei Dornröschens Hochzeit an feinen Gerichten auf den Tisch kam. Manche waren sogar davon überzeugt, selbst ein vertauschtes Kind und in Wirklichkeit als Prinz beziehungsweise Prinzessin geboren zu sein.

Tritt heute bei einem Fest ein Märchenkönig im rotsamtenen Ornat und mit einer Krone auf dem Kopf auf, ist immer wieder zu beobachten, dass Kinder ihn ehrfürchtig anschauen und manch eines sogar zaghaft seinen Mantel berührt, wohl um etwas von dem Glanz zu begreifen, seiner teilhaftig zu werden oder seiner Bewunderung Ausdruck zu verleihen.

Der unerfüllbare Traum von immerwährendem Glück, unerschöpflichem Reichtum, ewiger Schönheit oder uneinge-



*Der märchenhafte König mit Mantel,
Überwurf, Zepter und Krone*

schränkter Herrschaft, ist wohl allen Menschen eigen, hebt er sie doch aus ihrem schnöden Alltag der andauernden Mühsal in Form von Sorgen, Geldnöten und viel zu viel Arbeit heraus. Märchen stillen diese Träume, lassen sie für Momente wahr werden. Die Figur des Königs ist dafür das Symbol.

Die Märchen der Welt erzählen von den Urbildern der Menschheit und transportieren so den kollektiven Erfahrungsschatz eines Volkes bis in die Gegenwart. Tabus werden ebenso benannt, wie sie von sozial und ökologisch verträglichem Verhalten sprechen oder uns auch in drastischen Bildern vor Augen führen, welche Folgen unterschiedliche Verhaltensweisen haben. Zudem erzählen Märchen von den Sollbruchstellen des Lebens, wie zum Beispiel von Patchworkfamilien und Erbstreitigkeiten, aber auch von Liebe und Hass, Hoffnung und Enttäuschung, von Neid, Missgunst und Gier ebenso wie von Großzügigkeit, Mitleid und unverhofften Geschenken. Vor allem aber davon, dass nur an sein Ziel kommt, wer eigenverantwortlich und unerschrocken seinen Weg geht.

Psychologisch gesehen beschreibt der Weg des Helden im Märchen seinen Weg der Persönlichkeitsentwicklung hin zu einem beziehungsfähigen Menschen, der weibliche wie männliche Eigenschaften in einem ausgewogenen Verhältnis in sich birgt, so dass er am Ende – königliche – Hochzeit halten und weise regieren, d.h. sein Leben beherrschen kann.

Projekt „Einmal König...“ in Zusammenarbeit des Dt. Märchen- und Wesersagenmuseums Bad Oeynhausen und der Fachhochschule Bielefeld, Fachbereich Modedesign, 2000

Die Kostüme wurden entworfen und genäht von:

Pamela Pfeiff (König), Barbara Jagoda (Königin), Claudia Schulz (Prinzessin Gr. 42 u. 46), Mea Heydrich (Burgfräulein), Melanie Klapper (Fee), Lars Malte (Prinz), Tanja Beckmann (Ritter), Natalie Jahnke (Prinz 9 Jahre), Svetlana Voigt (Narr und Prinz 5 Jahre), Halina Classen (Prinzessin 9 Jahre), Vanessa Strache (Prinzessin 5 Jahre).

Das Kostümprojekt „Einmal im Leben König bzw. Königin sein“ entstand Ende der 1990er Jahre aus der Idee heraus, die Besucher des Deutschen Märchen- und Wesersagenmuseums Bad Oeynhausen mit dem zu begrüßen, was sie von Märchen erinnern und ihnen gleichzeitig die Möglichkeit zu geben, in die Märchenwelt hinein zu schlüpfen. Im ersten Museumsraum sollte ein kleiner Thronsaal nachempfunden werden und ein Kleiderständer mit den Gewändern eines königlichen Hofstaates den Besuchern die Möglichkeit geben, sich zu verkleiden, auf einem Sofa bzw. den Stühlen Platz zu nehmen und sich, so gewünscht, von der Kassenkraft mit einer Sofortbildkamera fotografieren zu lassen zwecks Erinnerung an den Besuch im Märchenmuseum.

Die Idee existierte schon länger, den letzten Anstoß, die Idee endlich umzusetzen, gab ein Erlebnis 1998. Für ein Märchenfest im Kurpark war ein Königsmantel vom Landestheater Detmold ausgeliehen worden, der dann für einige Tage in der Museumsgarderobe hing. Nun passierte es mehrmals, dass Erwachsene, die den Mantel entdeckten, darum baten, ihn einmal überziehen zu dürfen, immer mit dem wie eine Entschuldigung klingenden Hinweis verknüpft, sie hätten sich schon immer gewünscht, einmal in ihrem Leben solch einen Mantel anziehen zu können. Dieses sich in kurzer Zeit in immer wieder ähnlicher Form wiederholende Ereignis war der Auslöser, der Idee endlich Taten folgen zu lassen, weil er quasi vorab bestätigte, dass das Projekt erfolgreich sein und vom Publikum angenommen werden würde.

Da bereits gute Kontakte zum Fachbereich Modedesign an der Fachhochschule Bielefeld bestanden, trat ich mit meiner Idee an die Diplomdesignerin Annegret Friehe heran, die spontan zusagte, in ihrem nächsten Seminar „Experimentelle Schnittgestaltung“ das Thema vorzutragen.

Die Aufgabe lautete, königliche Gewänder für Erwachsene und Kinder zu gestalten, die von den Museumsbesuchern über ihre normale Straßenkleidung gezogen werden konnten. Die Kleidung sollte prächtig sein und den üblichen Vorstellungen einer märchenhaften königlichen Kleidung entspre-



Anprobe in der Fachhochschule Bielefeld, 2000

chen. Damit sie möglichst vielen Personen passen konnte, sollte sie zudem in gängigen Größen genäht sein. Außerdem sollten die Kostüme so beschaffen sein, dass sie leicht an- und ausziehbar sind. In der Naht sollte die Verarbeitung überzeugend und von vorne der Eindruck eines echten Gewandes gewahrt sein. Im Rückenteil durfte die Illusion aufgehoben werden, um hier leicht zu öffnende Schließmechanismen anbringen zu können.

Es ging also nicht darum, Dornröschen, Schneewittchen oder das tapfere Schneiderlein anzukleiden, sondern um die textile Umsetzung des typischen, dem Hochadel sich anbietenden Märchen-Flairs. Ganz bewusst wurde auf die Zuordnung zu einem bestimmten Märchen verzichtet, um der Phantasie der Träger/innen keine Grenzen zu setzen.

Das angebotene Seminar traf bei den Studenten auf positive Resonanz. Schließlich nahmen zehn Studentinnen und ein Student an dem Seminar im Wintersemester 1999/2000 teil. Bei einem ersten Gespräch in der Fachhochschule wurde das Projekt vorgestellt und die Aufgabe



Rücken mit einfachen „Verschlüssen“, 2000

umrissen. Dem folgte ein zweites Gespräch im Märchenmuseum, bei dem die Studierenden die Möglichkeit nutzten, in der Museumsbibliothek nach Anregungen für ihre Entwürfe zu suchen. Mitte Mai 2000 konnten die fertigen Kostüme der Presse vorgestellt werden.

Ziel des Seminars war es, dass die Studierenden Strategien zur Lösung von Problemen der Schnittgestaltung entwickelten, um ihre Ideen in tragbare Kleider umzusetzen. Den planerischen wie den gestaltenden Teil ihrer Arbeit hatten sie selbständig zu bewältigen.

Nach der Recherche zeichneten die Seminar Teilnehmer/innen erst einmal die Entwürfe zu ihren Ideen. Dann wurden die Farbgestaltung für die einzelnen Kostüme festgelegt und die Stoffe ausgewählt, bevor sie die notwendigen Schnitte entwickelten. Nachdem die Kleider zunächst in Nessel als Prototypen genäht und am lebenden Modell noch Änderungen vorgenommen worden waren, entstanden in einem zweiten Schritt die farbigen Gewänder. Die Kostüme wurden so gestaltet, dass sie von vorne die Illusion eines vollständigen Kleidungsstückes erfüllen, im Rückenteil aber diese bewusst gebrochen wird, indem hier die für die Weitenregulierung notwendigen Schleifen- oder Klettverschlüsse sichtbar bleiben.

Alle Materialien mussten die Studierenden selber auswählen und bestellen von den schweren, kostbaren Stoffen – bezogen von der Bielefelder Firma JAB-ANSTOETZ –, über die Schmucksteine, die passenden Federn für den Prinzenhut bis hin zu den Schutzhüllen für die Kostüme wie den Kästen für die Accessoires von der Perücke über den Perückenhalter bis zum Schwert oder den Pantoffeln für die kleinen Prinzen.



Familienfoto bei einer Fotoaktion nach Fertigstellung der Kostüme



*Die Märchen-Fee mit ihrem Zauberstab
hat abnehmbare Flügel*

Da die Studierenden den Auftrag im Rahmen ihres Studiums ausführten, fielen keine Kosten für das Nähen an. Der Förderkreis des Deutschen Märchen- und Wesersagenmuseums e.V. finanzierte die Materialien. Der Fachbereich Modedesign erhielt zusätzliche Zuschüsse in Höhe der eingeworbenen Drittmittel und die anschließenden Presseberichte brachten allen Beteiligten große Aufmerksamkeit. Entsprechend interessant

Da das Budget zwar ausreichend, aber nicht üppig war, war viel Einfallsreichtum gefragt, damit am Ende der Besatz am königlichen Mantelüberwurf auch wirklich nach echtem Hermelin aussah. Für das Ritterkostüm wurden unter anderem 15 Meter Kordel geflochten und mit Farbe besprüht, damit die Ritterrüstung metallisch glänzte, aber nicht zu schwer wurde. Und für das Königinnengewand waren zum Beispiel passende Hüftpolster zu nähen, damit das Königinnenkleid mit seinem weiten Rock den richtigen Sitz erhielt.

*Der märchenhafte Prinz mit Weste, Jacke,
Stulpen und Federhut*



war das Projekt für die Fachhochschule wie für das Museum. Am Ende sind 13 Kostüme für den fiktiven königlichen Hofstaat entstanden. Als Gewänder für Erwachsene gehören dazu ein König, eine Königin, zwei Prinzessinnen, ein Prinz sowie ein Burgfräulein. Das Kostüm einer Fee passt zierlichen Teens. Für Kinder stehen jeweils ein Gewand für Prinz und Prinzessin ca. 9 Jahre und Prinz und Prinzessin ca. 5 Jahre sowie für einen Hoffnarren und einen kleinen Ritter zur Verfügung .

Es war keine bestimmte Stilrichtung vorgegeben worden. Und so finden sich in den Kostümen Anklänge an alle möglichen Modeerscheinungen vom Mittelalter über Renaissance und Barock bis hin zum Rokoko und Empire. Die Seminarteilnehmer/innen hatten ihre eigenen Vorstellungen und kulturelle Prägungen wie Kindheitserinnerungen eingebracht. So kommt eine der Prinzessinnen scheinbar aus dem hohen Norden und könnte die Tochter der Schneekönigin sein. Das Burgfräulein könnte aus Dornröschens Schloss stammen. Bei der Königin vermutet man ihre Bekanntschaft mit Christoph Columbus und der kleine Ritter scheint gerade von der englischen Tafelrunde aufgestanden zu sein, während die Fee soeben von einem Flug über blühende Wiesen zurückgekehrt ist.

Im Rahmen eines Märchenfestes während der Landesgartenschau in Bad Oeynhausen und Löhne fand am Pfingstweekenende 2000 ein Märchenfestival im Kurpark statt. Bei dieser Gelegenheit wurden die Kostüme zum ersten Mal öffentlich eingesetzt und vorgeführt. Unter dem Motto „*Einmal im Leben König bzw. Königin sein*“ waren Menschen aller Altersgruppen eingeladen, sich einzeln oder auch als Gruppe auf dem gläsernen Balkon der Wandelhalle fotografieren zu lassen. Von hier aus hat man nicht nur einen wunderbaren Blick in den Kurpark, sondern die kostümierten Gäste konnten sich für kurze Zeit wahrhaft königlich fühlen und „*dem Volk*“ im Kurpark zu winken.

Das Angebot wurde stark nachgefragt. Die vier Kammerzofen, die bereitstanden, um den Gästen beim Umkleiden zu helfen, waren ganztägig im Dauereinsatz und besonders bei den Kindern gab es häufiger Tränen, weil sie wegen des großen Andrangs nach ihrem Empfinden „*ihr*“ Kostüm viel zu schnell wieder hergeben mussten.

Auffällig war, dass alle Personen, egal ob groß oder klein, kaum dass sie die Kleider angezogen hatten, sich viel stolzer hielten und viel bewusster bewegten als in ihrer normalen Straßenkleidung. Erstaunlicherweise ließen sich auch viele Männer freiwillig ohne lange Diskussionen fotografieren, vermutlich, weil sie endlich einmal wieder „*das Zepter in der Hand halten*“ durften. Krönender Abschluss des Tages war der Besuch eines untersetzten älteren Herren, der sich den Königsmantel selber anzog, das Zepter in die Hand nahm und von sich aus laut wiederholte, was als Vorüberlegung nur auf internen Papieren gestanden hatte und dieser Mann nicht kennen konnte: „*Einmal im Leben König sein! ...*“

So erfolgreich die erste öffentliche Vorstellung des Projektes war, so ernüchternd war die Tatsache, die schon im Verlauf der Realisierung offenbar geworden war: die Kostüme samt all ihrer Accessoires waren zu voluminös, als dass der Thronsaal in den Museumsräumen



Das märchenhafte Prinzessinnenkostüm für Erwachsene gibt es in zwei Größen



Hofnarr, Prinz und Ritter für kleinere Kinder

hätte dauerhaft eingerichtet werden können. Und auch das Anziehen der Gewänder, besonders der Frauenkleider mit den Schleifenverschlüssen auf der Rückseite, ist ohne tätige Mithilfe einer Kammerzofe nicht möglich. Diese steht dem Museum aber leider nicht zur Verfügung.

Deshalb werden die Kostüme vom Museum also nur vereinzelt bei großen Festen für die Fotoaktion „*Einmal im Leben König sein*“ eingesetzt, wenn sichergestellt ist, dass genügend Publikum vor Ort ist, damit sich auch der Personaleinsatz lohnt. Für die Durchführung bevorzugt werden immer Räume mit vorgelagertem Balkon, ist doch nichts schöner für die Kostümierten, als dem Volk zu winken, was gleichzeitig wieder Schaulustige anlockt und diese ggf. auch zu einem Fototermin verführt.

Jedes Mal ist zu erleben, dass sich gerne ganze Familien für ein alternatives Familienbild zusammen fotografieren lassen. Dazu kommen unterschiedliche andere Gruppierungen wie Freundeskreise, Geschwisterpaare, Kurgastgemeinschaften. Aber auch zahllose Einzelpersonen möchten einmal für kurze Zeit in die Rolle eines Märchenkönigs oder einer Märchenprinzessin hineinschlüpfen, um zu erfahren, wie sich dieser Traum anfühlt und um das Foto als Erinnerung daran mit nach Hause zu nehmen.

Wenn auch das Märchenmuseum Bad Oeynhausen bis heute über keinen Thronsaal verfügt und die Kostümaktion nur selten angeboten werden kann, zeigt die Begeisterung der Teilnehmenden doch immer wieder, welche positive Emotionen frei gesetzt werden. „*Einmal im Leben König bzw. Königin sein*“ scheint das menschliche Grundbedürfnis nach Verwandlung erfolgreich zu befriedigen. Der Mensch träumt davon, zu sein, was er trägt. Schon der schöne Schein kann – zumindest kurzfristig – glücklich machen.

Und wenn die Phantasie der Besucher nicht gestorben ist, dann werden sie auch in Zukunft mitmachen, um für ein paar Augenblicke je nach Wunsch König, Burgfräulein oder Hofnarr sein zu können.

Hanna Dose



Der Traum aller kleinen Mädchen: ein Prinzessinnenkleid, das gold und silbern schimmert wie Aschenbrödels Kleider



STROH ZU GOLD

EINE KLEINE AUSWAHL VON MÄRCHEN MIT TEXTILEM HINTERGRUND

Rumpelstilzchen
Die faule Spinnerin
Des Kaisers neue Kleider
Der Dank des Kranichs
Dornröschen

Fotografien von Johannes & Bettina Oehmen, Bocholt, 2010

Lisa Trinker (Märchentitel)
Lisa Trinker und Can Atilla Karazüm (Müllerstocher und Rumpelstilzchen)
Katharina P. (Faule Spinnerin)
Manuel Tenbruck (Kaiser)
Rebecca Oehmen und Manuel Tenbruck (Kranichfrau und junger Mann)
Marie Oehmen und Bettina Oehmen (Dornröschen und 13. Fee)



RUMPELSTILZCHEN

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Und es traf sich, daß er mit dem König zu sprechen kam und ihm sagte: »ich habe eine Tochter, die weiß die Kunst, Stroh in Gold zu verwandeln.« Da ließ der König die Müllerstochter alsogleich kommen, und befahl ihr, eine ganze Kammer voll Stroh in einer Nacht in Gold zu verwandeln, und könne sie es nicht, so müsse sie sterben. Sie wurde in die Kammer eingesperrt, saß da und weinte, denn sie wußte um ihr Leben keinen Rath, wie das Stroh zu Gold werden sollte. Da trat auf einmal ein klein Männlein zu ihr, das sprach: »was giebst du mir, daß ich alles zu Gold mache?« Sie that ihr Halsband ab und gabs dem Männlein, und es that, wie es versprochen hatte. Am andern Morgen fand der König die ganze Kammer voll Gold; aber sein Herz wurde dadurch nur noch begieriger, und er ließ die Müllerstochter in eine andere, noch größere Kammer voll Stroh thun, das sollte sie auch zu Gold machen. Und das Männlein kam wieder, sie gab ihm ihren Ring von der Hand, und alles wurde wieder zu Gold. Der König aber hieß sie die dritte Nacht wieder in eine dritte Kammer sperren, die war noch größer als die beiden ersten und ganz voll Stroh, »und wenn dir das auch gelingt, sollst du meine Gemahlin werden.« Da kam das Männlein und sagte: »ich will es noch einmal thun, aber du mußt mir das erste Kind versprechen, das du mit dem König bekommst.« Sie versprach es in der Noth, und wie nun der König auch dieses Stroh in Gold verwandelt sah, nahm er die schöne Müllerstochter zu seiner Gemahlin.

Bald darauf kam die Königin ins Wochenbett, da trat das Männlein vor die Königin und forderte das versprochene Kind. Die Königin aber bat, was sie konnte und bot dem Männchen alle Reichthümer an, wenn es ihr ihr Kind lassen wollte, allein alles war vergebens. Endlich sagte es: »in drei Tagen komm ich wieder und hole das Kind, wenn du aber dann meinen Namen weißt, so sollst du das Kind behalten!«

Da sann die Königin den ersten und zweiten Tag, was doch das Männchen für einen Namen hätte, konnte sich aber nicht besinnen, und ward ganz betrübt. Am dritten Tag aber kam der König von der Jagd heim und erzählte ihr: ich bin vorgestern auf der Jagd gewesen, und als ich tief in den dunkelen Wald kam, war da ein kleines Haus und vor dem Haus war ein gar zu lächerliches Männchen, das sprang als auf einem Bein davor herum, und schrie:

»heute back ich, morgen brau ich,
übermorgen hohl ich der Frau Königin ihr Kind,
ach wie gut ist, daß niemand weiß,
daß ich Rumpelstilzchen heiß!«

Wie die Königin das hörte, ward sie ganz froh und als das gefährliche Männlein kam, frug es: Frau Königin, wie heiß ich? – »heißest du Conrad?« – Nein. – »Heißest du Heinrich?« – Nein.

Heißt du etwa Rumpelstilzchen?
Das hat dir der Teufel gesagt! schrie das Männchen, lief zornig fort und kam nimmermehr wieder.

*Version nach Jacob und Wilhelm Grimm,
Kinder- und Hausmärchen, 1812/15*



DIE FAULE SPINNERIN

Auf einem Dorfe lebte ein Mann und eine Frau, und die Frau war so faul, daß sie immer nichts arbeiten wollte und was ihr der Mann zu spinnen gab, das spann sie nicht fertig und was sie auch spann, haspelte sie nicht, sondern ließ alles auf dem Klauel gewickelt liegen. Schalt sie nun der Mann, so war sie mit ihrem Maul doch vornen und sprach: »ei, wie sollt' ich haspeln, da ich keinen Haspel habe, geh du erst in den Wald und schaff' mir einen.« »Wenn's daran liegt, sagte der Mann, so will ich in den Wald gehen und Haspelholz holen. Da fürchtete sich die Frau, wenn er das Holz hätte, daß er daraus einen Haspel machte und sie da abhaspeln und dann frisch spinnen müßte. Sie besann sich ein Bischen, da kam ihr ein guter Einfall und sie lief dem Manne heimlich nach in den Wald. Wie er nun auf einen Baum gestiegen war, das Holz auszulesen und zu hauen, schlich sie darunter in das Gebüsch, wo er sie nicht sehen könnte und rief hinauf:

*»wer Haspelholz haut, der stirbt,
wer da haspelt, der verdirbt!«*

Der Mann horchte auf, legte die Axt eine Weile nieder und dachte nach, was das wohl zu bedeuten habe. »Ei was, sprach er endlich, was wird's gewesen seyn, es hat dir in den Ohren geklungen, mach dir keine unnöthige Furcht;« also ergriff er die Axt von neuem und wollte zuhauen, da rief's wieder unten:

*»wer Haspelholz haut, der stirbt,
wer da haspelt, der verdirbt!«*

Er hielt ein, kriegte Angst und Bang und sann dem Ding nach; wie aber ein Weilchen vorbei war, kam ihm das Herz wieder und er langte zum drittenmal nach der Axt und wollte zuhauen. Aber zum drittenmal rief's und sprach's laut:

*»wer Haspelholz haut, der stirbt,
wer da haspelt, der verdirbt!«*

Da hatte er's genug und alle Lust war ihm vergangen, so daß er eilends den Baum herunterstieg und sich auf den Heimweg machte. Die Frau lief, was sie konnte, auf Nebenwegen, damit

sie eher nach Haus käme; wie er nun in die Stube trat, that sie unschuldig, als wäre nichts vorgefallen und sagte: »nun bringst du ein gutes Haspelholz?« »Nein, sprach er, ich sehe wohl, es geht mit dem Haspeln nicht,« erzählte ihr, was ihm im Walde begegnet war, und ließ sie von nun an damit in Ruhe.

Bald hernach fing der Mann doch wieder an sich über die Unordnung im Hause zu ärgern und es lief bei ihm über: »Frau, sagte er, es ist doch eine Schande, daß das gesponnene Garn da auf dem Klauel liegen bleibt.« »Weißt du was, sprach sie, weil wir doch zu keinem Haspel kommen, so stell dich auf den Boden und ich steh unten, da will ich dir den Klauel hinaufwerfen und du wirfst ihn herunter, so gibt's doch einen Strang.« »Ja, das geht, sagte der Mann;« also thaten sie das und wie sie fertig waren, sprach er: »das Garn ist nun gesträngt, nun muß es auch gekocht werden.« Der Frau ward wieder Angst; sie sprach zwar: »ja, wir wollen's gleich morgenfrüh kochen,« dachte aber bei sich auf einen neuen Streich. Frühmorgens stand sie auf, machte Feuer an, und stellte den Kessel bei, allein statt des Garns legte sie einen Klumpen Werg hinein und ließ es so zukochen. Darauf ging sie zum Manne, der noch im Bette lag, und sprach zu ihm: »ich muß einmal ausgehen, steh derweil auf und sieh nach dem Garn, das im Kessel über'm Feuer steht, aber du mußt's bei Zeit thun, gib wohl Acht, denn wo der Hahn kräht und du sähest nicht nach, wird das Garn zu Werg.« Der Mann war bei der Hand und wollte nichts versäumen, also stand er eilend auf, so schnell er konnte und ging in die Küche; wie er aber zum Kessel kam und hinein sah, da erblickte er mit Schrecken nichts als einen Klumpen Werg. Da schwieg er mäuschenstill, dachte, er hätt's versehen und wär' Schuld daran und ließ in Zukunft die Frau mit Garn und Spinnen immer zufrieden.

*Version nach Jacob und Wilhelm Grimm,
Kinder- und Hausmärchen, 1812/15*



DES KAISERS NEUE KLEIDER

Vor vielen Jahren lebte ein Kaiser, der so ungeheuer viel auf hübsche, neue Kleider hielt, dass er all sein Geld dafür ausgab, um recht geputzt zu sein. Er kümmerte sich nicht um seine Soldaten, kümmerte sich nicht um das Theater und machte sich nichts daraus, in den Wald zu fahren, außer um seine neuen Kleider zu zeigen. Er hatte einen Rock für jede Stunde des Tages, und wie man sonst von einem König sagt, er ist im Rat, so sagte man hier immer: »Der Kaiser ist in der Kleiderkammer!« In der großen Stadt, in der er wohnte, ging es sehr munter zu. Jeden Tag kamen viele Fremde, eines Tages kamen auch zwei Betrüger. Sie gaben sich für Weber aus und sagten, sie könnten den schönsten Stoff weben, der sich denken ließe. Nicht allein Farben und Muster wären ungewöhnlich schön, sondern die Kleider, die aus dem Stoff genäht würden, besäßen auch die wunderbare Eigenschaft, dass sie jedem Menschen unsichtbar wären, der nicht für sein Amt taugte oder unverzeihlich dumm sei.

»Das wären ja prächtige Kleider«, dachte der Kaiser. »Wenn ich die an hätte, könnte ich ja dahinterkommen, welche Männer in meinem Reich zu dem Amt, das sie haben, nicht taugen; ich könnte die Klugen von den Dummen unterscheiden! Ja, der Stoff muß sogleich für mich gewebt werden!« Und er gab den beiden Betrügern viel Handgeld, damit sie ihre Arbeit beginnen mögen. Sie stellten auch zwei Webstühle auf und taten, als ob sie arbeiteten; aber sie hatten nicht das geringste auf dem Stuhl. Frischweg verlangten sie die feinste Seide und das prächtigste Gold, das steckten sie in ihre eigene Tasche und arbeiteten an den leeren Stühlen bis spät in die Nacht.

»Nun möchte ich doch wissen, wie weit sie mit dem Stoff sind!« dachte der Kaiser. Aber es war ihm ordentlich beklommen zumute bei dem Gedanken, dass er nicht sehen könnte, wer

dumm war oder schlecht zu seinem Amt paßte. Nun glaubte er zwar, dass er für sich selbst nichts zu fürchten brauche, aber er wollte doch erst einen andern schicken, um zu sehen, wie es damit stünde. Alle Menschen in der ganzen Stadt wußten, welche wunderbare Kraft der Stoff hatte, und alle waren begierig zu sehen, wie schlecht oder dumm ihr Nachbar sei.

»Ich will meinen alten, ehrlichen Minister zu den Webern senden!« dachte der Kaiser. »Er kann am besten sehen, wie der Stoff sich ausnimmt, denn er hat Verstand, und keiner versteht sein Amt besser als er!«

Nun ging der alte gute Minister in den Saal, wo die zwei Betrüger saßen und an den leeren Webstühlen arbeiteten. »Gott behüte uns!« dachte der alte Minister und riß die Augen auf; »ich kann ja nichts erblicken!« Aber das sagte er nicht.

Beide Betrüger baten ihn, gefälligst näher zu treten, und fragten, ob es nicht ein hübsches Muster und schöne Farben seien. Dabei zeigten sie auf den leeren Webstuhl, und der arme alte Minister fuhr fort, die Augen aufzureißen; aber er konnte nichts sehen, denn es war nichts da.

»Herrgott!« dachte er, »sollte ich dumm sein? Das habe ich nie geglaubt, und das darf kein Mensch wissen! Sollte ich nicht zu meinem Amt taugen? Nein, es geht nicht an, dass ich erzähle, ich könnte den Stoff nicht sehen!«

»Nun, Sie sagen nichts dazu?« fragte der eine, der da webte. »Oh, es ist hübsch! Ganz allerliebste!« antwortete der alte Minister und sah durch seine Brille. »Dieses Muster und diese Farben! Ja, ich werde dem Kaiser sagen, dass es mir sehr gefällt.«

›Nun, das freut uns!‹ sagten beide Weber, und darauf nannten sie die Farben mit Namen und erklärten das seltsame Muster. Der alte Minister paßte gut auf, damit er dasselbe sagen könnte, wenn er zum Kaiser zurückkäme, und das tat er auch. Nun verlangten die Betrüger mehr Geld, mehr Seide und mehr Gold, das sie zum Weben brauchen wollten. Sie steckten alles in ihre eigenen Taschen, auf den Webstuhl kam kein Faden, aber sie fuhren fort, wie bisher an dem leeren Webstuhl zu arbeiten.

Der Kaiser sandte bald wieder einen anderen ehrlichen Staatsmann hin, um zu sehen, wie es mit dem Weben stünde und ob der Stoff bald fertig sei. Es ging ihm ebenso wie dem Minister; er schaute und schaute, weil aber außer dem leeren Webstuhl nichts da war, konnte er nichts erblicken.

›Ist das nicht ein hübsches Stück Stoff?‹ fragten die beiden Betrüger und zeigten und erklärten das prächtige Muster, das gar nicht da war.

›Dumm bin ich nicht!‹ dachte der Mann. ›Ist es also mein gutes Amt, zu dem ich nicht taue? Das wäre wohl seltsam, aber man darf es sich nicht merken lassen!‹ Und so lobte er den Stoff, den er nicht sah, und versicherte ihnen seine Freude über die schönen Farben und das herrliche Muster. ›Ja, es ist ganz allerliebste!‹ sagte er zum Kaiser. Alle Menschen in der Stadt sprachen von dem prächtigen Stoff.

Nun wollte der Kaiser ihn selber sehen, während er noch auf dem Webstuhl war. Mit einer ganzen Schar auserwählter Männer, unter ihnen auch die beiden ehrlichen Staatsmänner, die schon früher dort gewesen waren, ging er zu den beiden listigen Betrügern hin, die nun aus Leibeskräften webten, aber ohne Faser oder Faden.

›Ist das nicht prächtig?‹ sagten die beiden alten Staatsmänner, die schon einmal dagewesen waren. ›Sehen Eure Majestät, welches Muster, welche Farben!‹ Und dann zeigten sie auf den leeren Webstuhl, denn sie glaubten, dass die andern den Stoff gewiß sehen könnten.

›Was!‹ dachte der Kaiser. ›Ich sehe gar nichts! Das ist ja schrecklich! Bin ich dumm? Tauge ich nicht dazu, Kaiser zu sein? Das wäre das Schrecklichste, was mir begegnen könnte!‹ – ›Oh, es ist sehr hübsch!‹ sagte er. ›Es hat meinen allerhöchsten Beifall!‹ Und er nickte zufrieden und betrachtete den leeren Webstuhl, denn er wollte nicht sagen, dass er nichts sehen könne. Das ganze Gefolge, das er bei sich hatte, schaute und schaute und bekam nicht mehr heraus als alle andern; aber sie sagten wie der Kaiser: ›Oh, das ist sehr hübsch!‹ Und sie rieten ihm, diese neuen prächtigen Kleider das erstemal bei der großen Prozession, die bevorstand, zu tragen.

›Herrlich, wundervoll, exzellent!‹ ging es von Mund zu Mund; man war allseits innig erfreut darüber, und der Kaiser verlieh den Betrügern ein Ritterkreuz, im Knopfloch zu tragen, und den Titel: Kaiserliche Hofweber.

Die ganze Nacht vor dem Morgen, an dem die Prozession stattfinden sollte, saßen die Betrüger auf und hatten über sechzehn Lichter angezündet. Die Leute konnten sehen, dass sie stark beschäftigt waren, des Kaisers neue Kleider fertigzumachen. Sie taten, als ob sie den Stoff vom Webstuhl nähmen, sie schnitten mit großen Scheren in die Luft, sie nähten mit Nähnadeln ohne Faden und sagten zuletzt: ›Nun sind die Kleider fertig!‹

Der Kaiser kam mit seinen vornehmsten Kavalieren selbst dahin, und beide Betrüger hoben einen Arm, gerade als ob

sie etwas hielten, und sagten: ›Seht, hier sind die Beinkleider! Hier ist der Rock! Hier der Mantel!‹ und so weiter. ›Es ist so leicht wie Spinnweben, man sollte glauben, man habe nichts auf dem Leib; aber das ist gerade der Vorzug dabei!‹

›Ja!‹ sagten alle Kavaliere, aber sie konnten nichts sehen, denn es war nichts da.

›Belieben Eure kaiserliche Majestät jetzt Ihre Kleider allergnädigst auszuziehen!‹, sagten die Betrüger, ›so wollen wir Ihnen die neuen anziehen, hier vor dem großen Spiegel!‹

Der Kaiser legte alle seine Kleider ab, und die Betrüger taten so, als ob sie ihm jedes Stück der neuen Kleider anzögen. Sie faßten ihn um den Leib und taten, als bänden sie etwas fest, das war die Schleppe; der Kaiser drehte und wendete sich vor dem Spiegel.

›Ei, wie gut das kleidet! Wie herrlich das sitzt!‹ sagten alle. ›Welches Muster, welche Farben! Das ist eine kostbare Tracht!‹ ›Draußen stehen sie mit dem Thronhimmel, der über Eurer Majestät in der Prozession getragen werden soll!‹, meldete der Oberzeremonienmeister.

›Ja, ich bin fertig!‹ sagte der Kaiser. ›Sitzt es nicht gut?‹ Und dann wandte er sich nochmals vor dem Spiegel, denn es sollte scheinen, als ob er seinen Putz recht betrachte.

Die Kammerherren, die die Schleppe tragen sollten, griffen mit den Händen nach dem Fußboden, gerade als ob sie die Schleppe aufhoben. Sie gingen und taten, als ob sie etwas in der Luft hielten; sie wagten nicht, es sich merken zu lassen, dass sie nichts sehen konnten.

So ging der Kaiser in der Prozession unter dem prächtigen Thronhimmel, und alle Menschen auf der Straße und in den Fenstern riefen: ›Gott, wie sind des Kaisers neue Kleider unvergleichlich; Welch herrliche Schleppe hat er am Rock, wie schön das sitzt!‹ Keiner wollte es sich merken lassen, dass er nichts sah, denn dann hätte er ja nicht zu seinem Amt getaugt oder wäre sehr dumm gewesen. Keine von des Kaisers Kleidern hatten solches Glück gebracht wie diese.

›Aber er hat ja nichts an!‹ sagte ein kleines Kind.

›Herrgott, hört die Stimme der Unschuld!‹ sagte der Vater, und der eine flüsterte dem anderen zu, was das Kind gesagt hatte.

›Er hat nichts an, dort ist ein kleines Kind, das sagt, er hat nichts an!‹

›Aber er hat ja nichts an!‹ rief zuletzt das ganze Volk.

Und der Kaiser bekam eine Gänsehaut, denn es schien ihm, sie hätten recht, aber er dachte bei sich: ›Nun muß ich die Prozession aushalten.‹ Und so hielt er sich noch stolzer, und die Kammerherren gingen und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.

Kunstmärchen von Hans Christian Andersen, um 1837



DER DANK DES KRANICHS

An einem Vorfrühlingsabend stapfte ein junger Mann durch den tiefen Schnee, als er mit einem Male vor sich auf dem Boden bemerkte, dass sich etwas bewegte. Er war gerade auf dem Heimweg zu seinen alten Eltern und trug ein Bündel von Reisig, das er für daheim gesammelt hatte. Der Schnee war noch ziemlich tief, und mit jedem Schritt sank er fast bis zu den Knien darin ein. Er hielt an und starrte durch die Dämmerung, konnte aber nur das Weiß der Schneedecke erkennen und – über die schneebedeckten Felder hinweg – die fernen Lichter seines Elternhauses.

Ringsum war alles still.
„Ist da jemand?“ fragte er.
Keine Antwort.

Er stapfte langsam weiter auf die Lichter des Hauses zu und war erst eine kurze Strecke gegangen, als sich abermals etwas bewegte. Unmittelbar vor ihm flatterte undeutlich etwas im Schnee. Er setzte sein Brennholz ab und ging, so rasch er eben konnte, zu der Stelle, wo er die Bewegung gesehen hatte. Dort stieß er auf einen Kranich, dessen Federn so weiß waren wie der Schnee, in dem er lag. Ein Pfeil hatte einen seiner Flügel an der Seite verletzt und gelähmt.

Der junge Mann kniete neben dem hilflosen Vogel nieder, redete ihm sanft zu, versuchte ihn zu trösten. Der Kranich hob seinen anmutigen Hals, schaute den jungen Mann voller Trauer an und wies wehmütig mit seinem langen Schnabel auf den Pfeil, der ihm den Flügel durchbohrt hatte.
„Ich weiß, ich weiß“, flüsterte der junge Mann.
„Da ist dir etwas Schreckliches geschehen.“

Ganz langsam und sehr behutsam hob er den Kranich vom Boden auf. Der streckte seine schlanken Beine aus, bis er

schließlich aufrecht stand, dann blickte er den Jungen an und schlug mit dem einen unverletzten Flügel. Dem Jungen war es, als sage der Vogel zu ihm: „Dank dir, dass du mich aufgehoben hast! Jetzt habe ich keine Angst mehr. Ich weiß, dass du mir helfen wirst.“

Den Rumpf des Kranichs fest an sich gedrückt, hielt der junge Mann den Pfeil in der linken Hand. „Halt schön still!“ flüsterte er. „Ich will jetzt dieses grausame Ding aus deinem Flügel lösen, und wenn du dich bewegst, könnte es dich leicht verwunden.“

Dann zog er mit der freien Hand sein scharfes Messer aus dem Gürtel, schnitt den Schaft vorsichtig durch und warf das Schwanzende des Pfeils in den Schnee. Sogleich war der Flügel des Kranichs befreit.

Rasch steckte der junge Mann das Messer in den Gürtel zurück und tastete mit beiden Händen sanft unter den Flügel, bis er, tief verborgen im weichen Flaum dicht bei der Brust des Vogels, die Pfeilspitze fand. „Das ist nur gut“, murmelte er, während er sie herauszog. „Deine Federn haben dich beschützt. Da ist nichts von einer Wunde.“ Die ganze Zeit über hatte der Kranich sich nicht gerührt. Als der junge Mann jetzt zurücktrat, hob der Vogel langsam seine beiden schneeweißen Schwingen und neigte seinen langen Hals so tief, dass sein Schnabel den Schnee berührte. „Du brauchst mir nicht zu danken“, sagte der junge Mann. „Du bist ein schönes und tapferes Geschöpf. Ich bin froh, dass ich dir helfen konnte.“ Da schloss der Kranich die Flügel und verneigte sich abermals. Er schaute den Jungen überaus dankbar an, während er zum zweiten Male seine Flügel ausbreitete. Danach flog er stracks auf in die Lüfte.

Der Junge beobachtete den Flug des Vogels, bis dieser oberhalb der Lichter seines Hauses verschwand. Dann erst hob er sein Reisigbündel auf und setzte seinen Heimweg über die Felder fort. Beim Abendessen erzählte er den Eltern von dem Kranich und wie er ihn befreit und gerettet hatte. Rasch vergaß er das kleine Geschehen.

Der Schnee schmolz nach und nach, und die Mandelblüte in den Wäldern kam und verging. Später im Frühling, als die Landschaft in blassroter Kirschblüte überschäumte, kam eines Tages ein auffallend schönes junges Mädchen vor dem Hause an. Beide, der junge Mann und sein Vater, waren gerade zur Arbeit aufgebrochen, als das Mädchen kam. Sie erzählte der Mutter, die allein im Hause war, dass sie eine Waise sei und völlig allein zu einem anderen Teil von Japan reise, wo sie nach ihrem Onkel suchen wollte, der – so hoffte sie – ihr Aufenthalt und Heim gewähren werde. Sie fragte die alte Frau, welchen Weg durch die Wälder diese ihr rate. Darüber verspürte nun die Mutter des jungen Mannes Mitleid und lud das Mädchen ein, doch in ihrem kleinen Hause die Nacht zu verbringen, bevor es die Reise fortsetzte.

Für den Rest des Tages half das Mädchen in Haushalt und Küche. Es kochte, machte sauber und ordnete die Blumen in den Vasen neu. Die alte Frau hatte noch nie vorher ihr Heim so sauber und freundlich gesehen. Als ihr Mann und ihr Sohn am Abend von den Feldern zurückkehrten, freuten sie sich, einen so schönen und nützlichen Gast in ihrem Heim anzutreffen.

Am folgenden Tage baten sie alle das Mädchen, noch für eine Zeit bei ihnen zu bleiben. Sie antwortete, dass sie gerne eine Woche bleiben und der alten Frau behilflich sein wolle.

Doch gegen Ende der Woche hatten sie alle das Mädchen derart lieb gewonnen und hatten sich derart an sie gewöhnt, dass sie darum baten, ihr Haus als ihre Heimat anzusehen und bei ihnen zu bleiben, so lange sie wolle.

Die alte Frau sagte: „Wir haben keine Tochter und du hast keine Eltern. Bitte bleib bei uns, und wir wollen für dich sorgen und dich liebhaben, als wärst du unser eigenes Kind.“ Der alte Mann sagte: „Den Onkel, bei dem du eine neue Heimat suchst und erhoffst, kennst du nicht. Bitte betrachte dieses Haus als deine Heimat und lebe mit uns. Meine Frau ist alt, und deine Sorge für sie hat ihr Hilfe und Trost gebracht, und das hat mich glücklich gemacht.“

Der junge Mann sagte: „Meine Eltern lieben dich schon jetzt, und wenn du bei uns heimisch wirst, wird sich ihre Liebe zu dir noch steigern.“ Der junge Mann sagte nicht, dass er sich in sie verliebt habe, aber er hoffte sehr, dass sie, sofern sie bei seiner Familie bleiben werde, eines Tages auch einwilligen würde, seine Frau zu werden.

Das junge Mädchen lächelte dem jungen Mann zu. Sie verneigte sich anmutig vor seinen Eltern und willigte ein, da sie ja außer dem Onkel, dem sie nie begegnet war, keine sonstigen Verwandten besaß, bei denen sie bleiben, deren Heim sie als das ihre ansehen konnte.

Die Kirschblüte wurde von den späten Frühlingswinden davongebblasen, die Schwertlilien kamen in ihrer purpurnen und weißen und gelben Pracht und verwelkten schließlich. Die Azaleenbüsche auf den Hügeln rings um das kleine Haus erglühnten heiter und glänzten. Sie schüttelten ihre scharlach- und orangefarbenen Blüten früher ab als gewöhnlich. Die Päonien erblühten und auch die Hydrangen. Danach war der Sommer vorüber.

Im Herbst, als die Ahornbäume ihre goldenen und karminroten Blätter abwarfen, noch bevor der Oktober zu Ende gegangen war, und bereits der erste Wintersturm um das Haus heulte, sagte der alte Mann zu seiner Familie und zur angenommenen Tochter: „Der Herbst ist durch den frühen Frost verdorben worden. Ihr habt das daran bemerkt, dass die Ahornbäume ihre herbstliche Färbung früher als gewöhnlich abwarfen. Ich fürchte, wir werden in diesen kommenden Monaten tatsächlich Mangel leiden, es wird uns an Geld fehlen, um den Reis zu kaufen, den wir brauchen.“ Die alte Frau sagte nichts, aber sie senkte ihr graues Haupt zum Zeichen, dass sie die ernste und bedrohliche Äußerung ihres Mannes voller Ergebenheit entgegennahm.

Das junge Mädchen verneigte sich tief und sagte: „Ehrwürdiger Pflegevater, ich habe in diesen letzten Monaten all eure Gastfreundschaft und Freundlichkeit angenommen. Nun werde ich freilich euer Haus verlassen müssen, damit nur drei Familienmitglieder und nicht vier in dem bevorstehenden harten Winter ernährt werden müssen.“

Die beiden Alten schüttelten die Köpfe, und der junge Mann rief: „Nein, schöne angenommene Schwester, du darfst uns nicht verlassen! Du hast durch die Pflege, die du für meine Eltern und unser Haus auf dich genommen hast, weit mehr für uns getan, als wir für dich tun konnten. Bitte, bitte bleib!“ Die junge Frau lächelte dem jungen Mann voller Freundlichkeit zu und willigte ein, bei ihnen zu bleiben und weiterhin dem alten Paar behilflich zu sein, so gut sie das könne. Sie erzählte ihnen auch, dass sie sich neben der Pflege des Heims auch noch auf anderes, nutzvolleres Tun verstehe.

„Wohllollende Pflegeeltern“, sagte sie. „Ich kann schönen Brokat weben. Wenn Ihr mir nur erlauben wollt, drei Tage allein in meinem Zimmer zu bleiben, so will ich einen Streifen Brokat

anfertigen, desgleichen Ihr noch nie gesehen habt. Den werdet Ihr leicht verkaufen und mit dem Geld Nahrung einkaufen können für den Winter.“

„Ich werde in die Stadt gehen und euch feine Seide kaufen, mit denen Ihr den Brokat weben könnt“, bot der junge Mann sich an. Aber seine angenommene Schwester sagte, das sei nicht nötig. „Ich habe alles Material bei mir, das ich zum Weben brauche. Ich habe sogar einen kleinen Webstuhl“, fügte sie sehr freundlich hinzu. „Alles, was ich verlange, ist, dass ich für drei ganze Tage und Nächte völlig allein gelassen werde.“ „Aber was, schöne Schwester, wollt Ihr essen“, fragte der junge Mann ganz betroffen, „wenn Ihr Euch für so lange Zeit, ohne gestört zu werden, in Eurem Zimmer verborgen halten wollt?“ „Bitte, freundlicher Pflegebruder, stelle du jede Nacht eine Schale mit Reis und ein Stück Rettich draußen vor mein Zimmer! Aber öffne niemals die Schiebetür! Wenn ihr alle schläft während der Nacht, will ich herauskommen und essen.“ So versprach die Familie dem jungen Mädchen, dass drei ganze Tage lang die Gleittür ihres Zimmers nicht geöffnet werden sollte und man sie völlig allein lassen wolle.

Drei Abende lang stellte der junge Mann das Essen, das seine alte Mutter bereitet hatte, auf den Boden vor das Zimmer des jungen Mädchens, das er liebte. Und an jedem Morgen brachte er die leere Reisschale zurück in die kleine Küche. Er und seine Eltern sorgten sich um das angenommene Familienmitglied, aber sie hielten ihr Versprechen ein und störten es nicht.

Gegen Mittag des dritten Tage schob das junge Mädchen die Tür ihres Zimmers auf und gesellte sich zur Familie, die in der Mitte des Wohnzimmers rings um das Holzkohlenbecken am

Boden saß. In ihren Händen trug sie eine Rolle Brokat. Diese überreichte sie dem jungen Mann. Behutsam rollte er den Streifen auseinander, bis dieser den Raum völlig einnahm. Sie alle brachen in Rufe des Entzückens aus. Noch nie hatte einer von ihnen ein derart prächtig gewebtes Tuch gesehen. Es war aus silberner und weißer Seide gefertigt und über und über mit einer Zeichnung von Federn bemustert. Es fühlte sich sehr weich an und funkelte wie Schnee im Mondlicht.

Am Nachmittag brachte der junge Mann den Brokat zur Stadt und verkaufte ihn für zahlreiche Goldstücke an einen reichen Kaufmann. Des Abends, nachdem er zuvor eine erkleckliche Menge Reis eingekauft hatte, kehrte er heim und übergab das noch verbleibende Geld und den Reis seinen Eltern. Die beiden Alten dankten ihrer angenommenen Tochter für ihre Kunstfertigkeit und Selbstaufopferung, die es ihnen ermöglicht hatten, beides zu bekommen: neue Nahrung und Geld dazu.

Das junge Mädchen versprach den beiden Alten, dass sie nie wieder Mangel erleiden sollten, denn das Gold werde ihnen für Jahre ausreichen.

In der Mitte jenes Winters, als alle Bäume, außer den Föhren und Pinien, ohne Blätter waren und der Schnee die Landschaft bedeckte, sagte die angenommene Tochter des Hauses: „Meine gute Familie, ich werde noch ein weiteres Stück Brokat weben. Das könnt Ihr, mein edler Pflegebruder, zu unser aller Vorteil verkaufen, und das dafür erworbene Geld wird ausreichen, dass Ihr und Eure lieben Eltern während all der Jahre, die Euch noch gegeben sind, nie Mangel zu leiden braucht.“

Erneut schloss sie sich in ihrem Zimmer ein, nachdem die Familie ihr wie zuvor versprochen hatte, sie nicht zu stören, bis drei Tage vergangen wären. Der junge Mann stellte jeden Abend das von seiner Mutter gekochte Essen, gekochten Reis und ein

Stück Rettich, vor ihre Tür, und an jedem Morgen nahm er die leere Schale weg. Aber es betrübte ihn, das junge Mädchen, das er liebte, nicht im Hause zu sehen. Es stimmte ihn traurig, wenn er daran dachte, dass sie während der langen Zeit sitzen und ganz allein arbeiten sollte für ihn und die Eltern. Am dritten Morgen konnte er es einfach nicht länger ertragen. Er beschloss, sogleich in ihr Zimmer zu gehen, ihr zu danken für all die Arbeit, die sie auf sich nahm, und ihr endlich seine Liebe zu offenbaren.

Zitternd vor Erregung schob er behutsam die Tür zum Zimmer des jungen Mädchens zur Seite. Er kniete nieder und verneigte sich tief. Mit zu Boden gerichteten Augen sagte er: „Vergib mir, schöne Schwester, dass ich dich störe! Ich kann nicht mehr länger warten, ich muss dir zwei Dinge sagen, die mir von großer Wichtigkeit sind. Erstens-“, und er hob seinen Kopf, um die liebliche Jungfrau anzuschauen.

Sie war nicht da. Vor ihm stand ein Kranich, umgeben von einem langen Streifen silbernen und weißen Brokates und einem Stapel weicher weißer Federn. Voller Bestürzung stand er auf und keuchte: „Wer? Was? Wie kann das sein?“

Der Kranich blickte ihn sehr ernst an und sprach dann mit der sanften Stimme des jungen Mädchens: „Ich bin der Kranich, den du gerettet hast. Ich nahm die Gestalt eines jungen Mädchens an, um dir und den Deinen für deine große Freundlichkeit danken zu können. Ich weiß, ihr alle liebtet mich in eurer Weise. Hättest du nicht euer Versprechen gebrochen und mich bei meiner Arbeit gestört, hätte ich für immer auf die Kranichgestalt verzichten und dich zum Manne nehmen dürfen, dich, den ich bislang meinen Pflegebruder genannt habe, denn ich habe während dieser letzten Monate

dich zu lieben, und ich weiß sehr wohl, du wünschtest, mich zu deiner Frau zu machen. Aber nun ist der Zauber gebrochen. Nehmt diesen Brokat: er ist fast fertig. Verkauft ihn und Ihr werdet für immer reich sein. Aber du und ich, wir werden uns nie wieder begegnen.“

Der junge Mann fiel auf die Knie und bat den Kranich, sich wieder in das junge Mädchen zu verwandeln, das er liebte. Doch dieser konnte das nicht tun. Vielmehr gab der junge Mann den sanften Bitten des Kranichs nach und schob die äußere Tür des Zimmers auf. Langsam schritt der Kranich auf die Veranda.

Er blickte den jungen Mann voller Wehmut und Trauer an und sprach: „Mein Versprechen werde ich halten: keiner von euch wird je wieder Mangel leiden. Ich danke Euch, guter Pflegebruder, für alles, was Ihr mir geschenkt und für mich getan habt bis zu dem Augenblick, als Eure Ungeduld Euch dazu bewegte, Euer Versprechen zu brechen.“

Der junge Mann weinte und war nicht imstande zu antworten. Der Kranich hob seine feinen weichen Flügel und flog rasch davon, fort in den aufdämmernden Morgen.

Durch seine Tränen hindurch sah der junge Mann den Vogel im Mondlicht kreisen, höher und immer höher über den schneebedeckten Wäldern, bis er verschwand. Er sah sich allein gelassen mit einem Stapel weißer Federn und einem Streifen auserlesenen Brokates.

Er verkaufte den Brokat, und das Gold, das er dafür bekam, machte ihn tatsächlich für den Rest seines Lebens zu einem vermögenden Mann. Auch seine Eltern hatten, so lange sie beide lebten, keinerlei Mangel mehr.

Die Federn schenkte er, zusammen mit einer ansehnlichen Menge goldener Münzen, dem Heiligenschrein des Dorfes, aus Dankbarkeit für alles, was der Kranich für ihn und seine alten Eltern getan hatte. Aber eine der Federn bewahrte er in einem kleinen Lackkästchen auf, das er an seinem Gürtel befestigte, zum Gedenken an das schöne junge Mädchen, das er einstmalig geliebt, und an den Kranich, der die Artigkeit gehabt hatte, Dank zu sagen.

Japanisches Märchen nach Juliet Piggott um 1963




DAS DORNRÖSCHEN

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, wünschten sich aber tagtäglich ein Kind. Zu einer Zeit geschah es, daß die Königin badete, und seufzete, als sie so allein war: »Ach hätte ich doch ein Kind!« Da hüpfte ein Frosch aus dem Wasser, und sprach: »Was du wünschst, soll dir werden!« Und darauf hat die Königin ein Töchterlein bekommen, das war schön über alle Maßen, und der König hatte darüber die größte Freude, daß sein liebster Wunsch erfüllt war, und stellte ein großes Fest an, zu dem er alle seine Freunde einlud. Nun lebten in dem Lande auch weise Frauen, die waren begabt mit Zauber- und Wundermacht und genossen große Ehrfurcht vor allem Volke; die lud der König auch ein, und sollten auf goldnen Tellern essen. Damals hatten aber die Könige nicht so viele Schüsseln und Teller, wie jetzt, und dieser König hatte nur ein Dutzend, das sind zwölf, und der weisen Frauen waren dreizehn, da konnte er auch nur zwölf einladen, und die dreizehnte blieb uneingeladen, was sie aber übel nahm.

Die weisen Frauen begabten das Königskind mit gar köstlichen Gütern, nicht mit Schönheit, denn die besaß es schon, sondern mit Liebenswürdigkeit, Heiterkeit, Anmut, Sanftmut, Bescheidenheit, Frömmigkeit, Sittsamkeit, Tugend, Aufrichtigkeit, Verstand und Reichtum, und eben wollte die zwölfte weise Frau auch noch ihren Wunsch aussprechen, als die dreizehnte in das Zimmer trat, die nicht eingeladen worden war, und zornig ausrief: »In funfzehn Jahren soll die Königstochter sich in eine Spindel stechen und tot hinfallen!« Mit diesen Worten war die böse Alrune wieder verschwunden und die andern standen starr vor Schrecken, denn die weisen Frauen machten keine vergeblichen Worte. Ein Glück, daß die zwölfte weise Frau ihren Wunsch noch nicht ausgesprochen hatte. Sie konnte zwar das, was einmal eine weise Frau gedroht hatte, nicht abändern, aber ihm doch eine mildernde Wendung geben, und

rief: »Die Königstochter soll nur in einen tiefen Schlaf fallen, der soll hundert Jahre dauern und nicht länger.« Der König ließ sogleich ein Regierungsmandat im ganzen Lande ergehen, kraft dessen alle Spindeln überall abgeschafft, und dafür die Spinnräder eingeführt wurden; indes erwuchs die schöne Königstochter zu einem Fräulein, das an Schönheit, Holdseligkeit, Freundlichkeit, Milde, Demut, Züchtigkeit, Herzengüte, Tugend und Verstand seines Gleichen suchte, und so kam es zu seinem funfzehnten Jahre, von allen, die es kannten, geliebt, ja angebetet. Und da bekam die Prinzessin gerade Lust, sich im Schloß ein bißchen umzusehen, ging durch mehre Gemächer und kam an eine Treppe, die zu einem alten Turm führte; diese stieg es hinan und kam an ein niedrig Kammertürlein, da steckte ein alter verrosteter Schlüssel daran, und neugierig, wie die ganz jungen Mädchen sind, drehte die Prinzessin an dem Schlüssel, und die Türe ging gleich auf. Da saß ein uraltes Spinneweiblein und spann emsig mit einer Spindel; es mochte wohl des Königs Gesetz nicht gehört oder gelesen, oder es längst vergessen haben. Die umhertanzende, auf und nieder wirbelnde Spindel machte der jungen Königstochter viel Freude, sie haschte nach der Spindel, wollte auch spinnen und stach sich damit, denn es war gerade der Tag, an welchem die Prophezeiung der erzürnten weisen Frau in Erfüllung gehen sollte. Und die Königstochter fiel nieder in einen Schlaf. Und da überkam derselbe Schlaf auch den König und die Königin und das ganze Schloß. Da mag es schön langweilig gewesen sein! Der ganze Hofstaat schlief ein, vom Hofmarschall bis zum Küchenjungen, den der Koch wegen eines Versehens gerade an den Haaren zauste, und ihm eine Ohrfeige geben wollte, und Koch und Kellner, Kammerfrau und Kammerjungfer, Kind und Kegel, Hund und Katze, ja die Tauben und Sperlinge auf dem Dache, die Pfauen und Papageien und selbst die Fliegen an der Wand, die schliefen alle.



Und das Feuer auf dem Herd legte sich und schlief ein, und der Wind legte sich auch, und wurde alles piepstill, daß man kein Mäuschen im ganzen Schloß mehr knuspern hörte, dieweil die Mäuslein auch schliefen. Und da kam kein Mensch mehr in das verzauberte Schlummerschloß, um welches rund herum eine mächtige Dornenhecke emporwuchs, jedes Jahr einige Schuh höher, bis sie den höchsten Turm überwachsen hatte, daß man nicht einmal die Fahne und den Wetterhahn mehr sah, und so dicht, daß kein menschliches Wesen eindringen konnte. Und da wurde das Schloß allmählich ganz vergessen, und es ging nur die Sage, hinter den Dornen stehe ein Schloß, darin schlafe das Dornröschen, die verzauberte Prinzessin, wie lange schon und wie lange noch, wisse niemand. Zwar kamen von Zeit zu Zeit Königsöhne, die wollten hindurchdringen durch die Hecke, allein dieselbe war allzu dicht und konnten es nicht erlangen, blieben wohl gar in den Dornen verstrickt und kamen elendiglich darin um.

Und so waren nun hundert Jahre vergangen, und die Zeit war da, daß das Dornröschen wieder erwachen sollte, es wußte dies aber niemand genau, und da kam auch ein Königssohn, der hörte die Mär von dem schlafenden Dornröschen aus dem Mund eines Alten, der sie ihm gewiß versicherte, denn sein Vater und Urgroßvater hätten ihm oft davon erzählt und der Alte mußte den Königssohn hin an die verrufene Dornhecke führen. Und das geschah just am hundertsten Jahrestag, seit das Dornröschen in seinen Zauberschlaf gefallen war. Und die Dornhecke stand über und über voll Rosenblumen, das war seit Menschengedenken nicht der Fall gewesen, auch konnte der Königssohn frei durch die Dornhecke gehen, kein Dorn berührte sein Gewand, aber gleich hinter ihm schloß sich die Hecke wieder. Und da fand er alles unversehrt: kein Wind hatte geweht und kein Regen genäßt, das Jahrhundert war über den Häuptern der Schlummernden so leise hinweggeflogen,

wie ein Schwan über einen stillen See voll träumender Wasserlilien. Da schliefen noch alle Fliegen und alle Mäuschen, da schliefen Huhn und Hahn, Katz und Hund, Magd und Zofe, Kammerherr und Kammerknecht, und auch König und Königin. Das alles sah der Königssohn mit großer Verwunderung, ging nun hinauf in den Turm, und kam in die Kammer, wo das süße Dornröschen lag, und so sanft schlief, hehr umflossen vom Heiligenschein seiner Unschuld und vom Glanze seiner Schönheit. Da beugte der Prinz sich nieder und küßte das Dornröschen, und alsbald schlug es die Augen auf. Der Königssohn sagte ihm, wie alles sich zugetragen, und führte es herab in das Schloß. Da erwachte alles, König und Königin, Zwerg und Zofe, Hunde und Pferde, Feuer und Wasser, Wind und Wetterhahn, und der Koch gab dem Küchenjungen die Ohrfeige, die er ihm vor hundert Jahren schuldig geblieben war, und alles ging wieder seinen Gang, und wurde eine stattliche Hochzeit ausgerichtet, nämlich des Dornröschens mit dem Königssohn, der es aus dem Schlummer erlöst, und lebten glücklich und zufrieden miteinander, bis an ihr Ende.

Version nach Ludwig Bechstein, 1845

LITERATURHINWEISE

BETTELHEIM, BRUNO: Kinder brauchen Märchen, München 2006.

DIEDERICH, ULF: Who´s who im Märchen, München 1995.

GÜNTHER, JÖRG-MICHAEL: Der Fall Rotkäppchen. Juristisches Gutachten über die Untriebe der sittenlosen Helden der Brüder Grimm zur Warnung für Eltern und Pädagogen, Frankfurt a.M. 1990.

HORN, KATALIN: Der aktive und der passive Märchenheld, Basel 1983.

KÜRTHY, TAMÁS: Dornröschens zweites Erwachen. Die Wirklichkeit in Mythen und Märchen, Hamburg 1985.

LÜTHI, MAX: Es war einmal. Vom Wesen des Volksmärchens, Göttingen 2008.

RENGER, ALMUT-BARBARA: Zwischen Märchen und Myhtos. Die Abenteuer des Odysseus und andere Geschichten von Homer bis Walter Benjamin, Stuttgart 2006.

RÖHRICH, LUTZ: „Und weil sie nicht gestroben sind...“ Anthropologie, Kulturgeschichte und Deutung von Märchen, Köln 2002.

RÖLLEKE, HEINZ: Die Märchen der Brüder Grimm. Eine Einführung, Stuttgart 2004.

RÖLLEKE, HEINZ: Grimms Märchen und ihre Quellen. Die literarischen Vorlagen der Grimmschen Märchen - synoptisch vorgestellt und kommentiert, Trier 2004.

UTHER, HANS-JÖRG (HG.): Brüder Grimm Kinder- und Hausmärchen. Vierter Band Nachweise und Kommentare, München 1996.

UTHER, HANS-JÖRG: Handbuch zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Entstehung, Wirkung, Interpretation, Berlin 2008.

VOLKMANN, HELGA: Purpurfäden und Zauberschiffchen. Spinnen und Weben in Märchen und Mythen, Göttingen 2008.

BILDNACHWEIS

DOSE, HANNA / STÄDTISCHE MUSEEN BAD OEYNHAUSEN

Seite 35

HOLTAPPELS, MARTIN / LWL-INDUSTRIEMUSEUM, DORTMUND

Titelfoto, Seite 3, Seite 4-5 unten, Seite 7-8, Seite 13, Seite 18 unten links, Seite 21 unten links, Seite 22, Seite 30, Seite 33

LWL-INDUSTRIEMUSEUM

Seite 14, Seite 16-17, Seite 18 oben rechts, Seite 19-20, Seite 21 oben rechts, Seite 24-29, Seite 31-32

OEHMEN, JOHANNES & BETTINA / FREIE FOTOGRAFEN, BOCHOLT (www.jo-photography.de / www.oehmen-art.de)

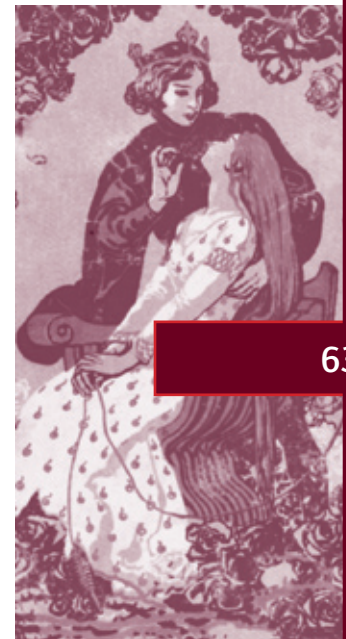
Seite 40, Seite 42, Seite 44, Seite 48, Seite 50, Seite 56

PRIVATSAMMLUNGEN

Seite 10-12, Seite 15

WIENS, DAVID / FÜR STÄDTISCHE MUSEEN BAD OEYNHAUSEN

Seite 34, Seite 37-39



Märchen und Helden – passt das zusammen?

Gehören Helden nicht in die Welt der Sagen und Legenden? Ist der kleine Muck ein Held? Sind die schönen Mädchen, die einen königlichen Bräutigam finden, Heldinnen? Welche Kriterien muss eine Märchenfigur erfüllen, um sich für den Titel „Held“ zu qualifizieren? Entscheiden Sie selbst.

Fest steht jedenfalls, Märchenfiguren laden zur Identifikation ein. Kinder nehmen sie gerne als Vorbild. Märchenfiguren prägen sich tief ein und sind auch Erwachsenen noch präsent. Vielleicht erinnern Sie sich, welche Faszination von Dornröschen ausging und dass sie sich an einer Spindel gestochen hat. Aber was ist eigentlich eine Spindel? Kann man sich wirklich an ihr stechen? Viele Märchen haben einen Bezug zur textilen Produktion, aber die Kenntnis um das traditionelle textile Handwerk ist in Vergessenheit geraten.

Die Broschüre gibt einige Antworten und nutzt dazu auf teilweise ironische Art kulturgeschichtliche, volkskundliche und literaturwissenschaftliche Ideen.



LWL-Industriemuseum

Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur

Textilmuseum in Bocholt

Uhlandstraße 50 | 46397 Bocholt

02871 21611-0 | www.lwl-industriemuseum.de

Öffnungszeiten: Di – So 10 – 18 Uhr